Allgemeine
Historische
Taschenbibliothek
für
Jedermann.

Vier und zwanzigster Theil.

Geschichte des Papstthums.

Dreizehntes Bändchen.

Zittau und Leipzig,
Verlag von D. M. Nauwerck.

1839.

Geschichte

des

Papstthums.

Von

Dr. Ferdinand Philippi.

Dreizehntes Bändchen.

Zittau und Leipzig,
Verlag von D. M. Nauwerck.

1839.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Vollziehung des Interdikts, zu welcher sich die englische Kirche unter einem so nichtswürdigen König und einem so gewaltigen Papst doppelt gern hergab, trieb den über sich selbst, sein Volk und seine Lage verblendeten Trotzkopf über alle Gränzen der Mäßigung, er jagte die Bischöfe aus dem Lande, ließ ihre zurückgebliebenen Verwandten einkerkern, entzog der gesammten Geistlichkeit den Schutz der Gesetze, und mit diesem zugleich ihre Güter und Einkünfte. Wäre es ihm darum zu thun gewesen, den Thron mit jeder ersinnlichen Anstrengung zu verscherzen, er hätte dann in seiner Verkehrtheit nicht planmäßiger handeln können. Es scheint übrigens, daß ihm dennoch vor dem Verluste der Krone etwas bange wurde, denn er nahm von seinen Unterthanen nochmals die Huldigung entgegen; suchte die weltlichen Barone um jeden Preis an sich zu ketten, oder wenn dies nicht gelang, so ergriff er gegen sie Maaßregeln einer argwöhnischen Strenge und erstickte auf diese Weise zwei Jahre hindurch den offenen Ausbruch der düstern Gewissensangst.

Innocenz übereilte sich nicht leicht, ausgenommen in solchen Fällen, wo Raschheit den Widerstand bricht oder nicht aufkommen läßt, er überließ es mit Späheraugen den Wirkungen der Zeit, die schleichende Gährung zu schärfen, er konnte dabei

mit genügender Sicherheit auf die Stimmung des Volkes und mit unbedingter Zuversicht auf den Beistand der englischen Geistlichkeit rechnen, sie folgte ihm, wie ein begeistertes Heer dem erprobten, sieggewohnten Feldherrn. Die Sache Gottes verschmolz für ihre Ansicht in dem Heile der Kirche und das Heil der Kirche hing an den Bindeschlüsseln des Petrus. Sämmtliche Bischöfe, drei ausgenommen, zogen mit ihrem Klerus die Last eines unsteten, kümmerlichen Lebens der Gunst des Königs vor, oder sie verbargen und fristeten ihr Elend, so lange es möglich war, in dem Innern ihrer Kirchen; der Glaube an die Verdienstlichkeit ihrer Ausdauer hob sie über die Erde, über sich selbst empor, die Laien brachten ihnen das Opfer der reichsten Bewunderung und der Papst sorgte für das Fortbrennen der heilig gepriesenen Flamme. Im Jahr 1209 that er den letzten, entscheidenden Schritt, indem er die Bischöfe von London, Ely und Worcester aufforderte, die öffentliche Kunde von dem gegen Johann ausgesprochenen Bann nach England zu bringen; der Auftrag war gefahrvoll und die geistliche Trias dürstete eben nicht nach dem Ruhme des Märtyrerthums, sie setzte jedoch von Flandern aus, wo sie verweilte, die Posaune des Gerichts an, um England und dessen König durch den fernen Donner zu erschüttern. Man vernahm gehörigen Orts das dumpfe Geräusch, so lange aber Niemand das päpstliche Schreckenswort laut zu verkündigen wagte, was einige Zeit hindurch nicht geschah, so lange verfehlte es auch seine volle, nothwendige Wirkung; endlich nahm der Archidiakonus Gottfried von Norwich, zugleich einer von den Aufsehern der königlichen Schatzkammer, das Heldenstück auf sich; er entsagte in öffentlicher Sitzung

aus Gewissensdrang, wie er versicherte, dem Dienste des Königs, weil derselbe unter dem Fluche des Bannes stehe. Schwer mußte er für die kühne Freimüthigkeit büßen, Johann ließ ihn unverzüglich gefangen nehmen und außerdem noch mit einem bleiernen Priesterrock belasten, so daß er bald darauf unter dem Drucke seines entsetzlichen Ornats und der grausamsten Entbehrungen starb.

Der tragische Vorgang wirkte, ging aber auch vorüber, wie ein elektrischer Schlag, die große Menge schwebte zwischen der Furcht vor dem Könige und dem Machtspruche des Papstes in einer zweifelhaften, ohnmächtigen Mitte; die weltlichen Großen blickten nicht ohne Schadenfreude auf die gedemüthigte Geistlichkeit hinab, waren vielleicht auch zum Theil nicht ganz taktfest im Punkte des kirchlichen Gehorsams, genug, sie neigten sich eher zu dem Könige hin, als von ihm ab, und unterstützten ihn thätig bei den zwei einzigen glücklichen Unternehmungen seiner Regierung, in den Kämpfen mit den Wallisern und Irländern, wofern ihre Anhänglichkeit nicht hauptsächlich einen politischen Grund hatte. Der Bann des Königs mag übrigens in der Stille eine tiefere Bewegung hervorgebracht haben, als öffentliche Anzeichen verriethen, sonst hätte Johann, dessen Kühnheit seither bis zum Uebermuthe gestiegen war, Innocenzen schwerlich auch nur den vorläufigen Wunsch einer Annäherung zu erkennen gegeben, indem er nach einer mit Langton zu Dover gepflogenen Unterredung sogar auch zwei päpstlichen Legaten den Zutritt in England erlaubte. Mit dem Erzbischofe war der Versuch einer bedingten Ausgleichung gänzlich fehlgeschlagen; er hatte für sich die Zurückgabe seiner Kirche mit allen ihr gehörigen Gütern, für die vertriebe-

nen Bischöfe förmliche Zurückberufung, überhaupt für den Klerus wegen des erlittenen Verlustes völlige Schadloshaltung verlangt; Johann wollte zwar Langton als Erzbischof von Canterbury anerkennen, auch die Zurückberufung der Geistlichen genehmigen, aber schlechterdings keinen Schadenersatz eingehen. Mit den Legaten lief die angeknüpfte Unterhandlung noch weit übler ab; der eine, der Kardinal Pandolf behauptete in einer Versammlung zu Northampton geradezu, mehr kühn als klug, daß der König, welcher persönlich zugegen war, nicht bloß in allen geistlichen, sondern auch in allen weltlichen Angelegenheiten dem Papste gehorchen müsse; ein ungeheurer Ausspruch, wofür ihm der gewiegte Innocenz trotz seiner Liebe zum Herrschen unmöglich Dank wissen konnte, wenn er nicht etwa unter den gegenwärtigen Umständen an der Möglichkeit eines förmlichen Abkommens verzweifelte und die Sache absichtlich von ihrer unheilbarsten Seite angreifen wollte, damit sie auf einem andern Wege in den erwünschten Gang käme. Johann schlug sogleich im heftigsten Zorn, der dießmal nicht übel an der Zeit war, jede Fortsetzung der Unterhandlung nieder und nun sprach Pandolf in derselben Versammlung den Bann gegen den König aus, entband die Stände und Unterthanen des Reichs vom Eide der Treue und erhob sich im Namen Gottes zu einem förmlichen Absetzungsurtheil wider Johann, das auch seine Nachkommen von der Krone ausschloß.

„Es ist nur billig, zu glauben, daß der Priester, der zu dieser Kühnheit fähig war, auch selbst den festen Glauben hegte, daß jede Empörung gegen die Kirche und gegen den Papst Empörung gen Gott sei. Mochte dieß theokratische Prinzip

noch so falsch sein; sobald man aber annimmt, daß es einmal das seinige war, so kann man sich auch wieder nicht entbrechen, den Mann von festem Geist zu bewundern, der Muth und Kraft genug hatte, es auf diese Art und in dieser Lage einem Tyrannen gegenüber, vor welchem er wehr- und schutzlos stand, zu behaupten." *)

Die vorstehende Bemerkung, so psychologisch richtig sie an und für sich ist, läßt dennoch das Bedenken übrig, ob Pandolf — sein Muth bleibt darum ungeschmälert — wirklich ganz und ausschließend dem unwiderstehlichen Zuge theokratischer Grundsätze folgte, ob er nicht zugleich recht absichtlich den leidenschaftlichen König, gegen den selbst der Bann nicht verfangen wollte, in ein Labyrinth zu stürzen suchte, in dem er bei seiner trotzigen Schwäche und tollen Hitze ohne den nachhelfenden Arm der Kirche zu Grunde gehen müsse. Innocenz hatte sicherlich zu der schwierigen Sendung einen ganzen Mann ausgesucht, dessen Herz nicht bei der ersten Gelegenheit mit dem Kopfe durchging; es galt, England durch eine unerhörte Entwickelung römischer Kraft aus dem Schlummer zu rütteln und die gesammte Christenheit mit dem Sturme des Erstaunens zu überfallen; auf die Macht der öffentlichen Meinung legte es Innocenz überall mit der größten Betriebsamkeit, der schärfsten Berechnung an; sie stand ihm ungleich höher, als die unmittelbaren Ergebnisse, welche sie herbeiführen sollte, denn sie rauschte, wie es damals schien, in jenem unerschöpflichen, immer mehr anschwellenden Strome

---

*) Plancks Geschichte des Papstthums. Zweiten Bandes Erster Abschnitt S. 499.

dahin, während jene doch nur einzelne abgeklärte Ausflüsse des unermeßlichen Behälters waren und blieben. Fast scheint es unglaublich, daß Pandolf auch in weltlichen Dingen den Staat so unbedachtsam als widerrechtlich, so unzeitig als unnatürlich dem Arme der Kirche unterworfen haben soll, eine solche Erklärung mußte die weltlichen Großen nur noch mehr zu dem Könige hinziehen und dem klügeren Theile des Volkes mißfallen. Innocenz ging unverkennbar auf eine Steigerung der Zwangsmittel aus; Pandolf hatte etwas blinden Lärm geschlagen; sein Führer trat von selbst an die Spitze, wußte er doch jetzt noch genauer, wie er mit dem Könige und England daran war.

Pandolfs Einschreiten blieb ohne merkliche Wirkungen, seine Verwegenheit ging ihm zwar ungeahndet dahin, aber das war auch so ziemlich Alles, dessen er sich rühmen konnte; es mußte ein frischer Hebel angesetzt werden, um die viel zu lange ruhende Masse der Bevölkerung aufzuschnellen. Innocenz brauchte dazu nochmals, jetzt mit allem Ansehen seiner Persönlichkeit, den Bann, schärfte ihn aber durch das beigefügte Absetzungsurtheil und durch die hintennach geschleuderte Drohung, daß auch alle diejenigen dem Bann verfallen sein sollten, die Johann als König anerkennen würden. Den stärksten Nachdruck suchte er nicht in der bloßen Macht seiner richterlichen Entscheidung, diese Probe war nach den bisherigen Erfahrungen zu unsicher, er wählte sich vielmehr einen Vollstrecker des Bannes, auf den er nach seiner tiefen Menschenkenntniß mit Sicherheit bauen konnte, Philipp August, den König von Frankreich. Von ihm und seinen Waffen verlangte er die thatsächliche Entfernung des gebannten, bereits abgesetzten und doch noch immer

widerstrebenden Johann; für einen so seltenen Dienst versprach er Philipp August nicht etwa bloß Vergebung seiner Sünden in der herkömmlichen Sprache der Kirche, sondern auch, was für den französischen König unendlich mehr austrug, den erblichen Besitz des englischen Reiches; außerdem bot er alle Großen, Ritter und Kriegsleute unter den Völkern Europa's zu einem Kreuzzuge gegen den frechen Verächter des apostolischen Stuhles auf, dem Ansehen nach mehr in der Absicht, die lebhafteste Theilnahme an der Sache des Papstthums zu erregen, als in Erwartung eines wirklichen Vortheils.

Philipp August hatte bisher in seinem eigenen Reiche das übliche Eroberungssystem der Kirche mit einer Aufmerksamkeit bewacht und zugleich mit einer Entschiedenheit abgewehrt, daß es schien, als verfahre er dabei nicht nach bloßer Herrscherlaune, sondern nach festen Grundsätzen und selbst mit einem würdigen Gefühle des Rechts; Innocenz kannte ihn von dieser Seite aus früheren Tagen her, er achtete vielleicht in der Stille seine fürstliche Klugheit und doch wagte er sich an ihn mit einem Antrage, den dieser schlechthin abweisen mußte, hätte ihm nicht Ländergier den sonst freien und hellen Blick umnebelt. Eben sie war der faule Fleck, auf welchen Innocenz fußte; er fing Philipp in demselben Netze, worin der letztere schon so manchen glücklichen Zug gethan hatte und jetzt noch thun wollte; gegen den Papst gehalten war er doch nur ein Anfänger in den Künsten der Politik. Innocenz wollte dem französischen Könige keineswegs den Besitz des englischen Thrones zuwenden, sondern ihn bloß als einstweiliges Mittel für seine höhern Zwecke brauchen; indem Philipp seinen Absichten diente, schien er auch die

damit verknüpften Rechte vor aller Welt zu billigen; das war in der Reihe der moralischen Folgen, beinahe eben so viel werth, als die Demüthigung Johanns, um die es sich zunächst handelte. Ein Papst, der über Könige Gerichte hält und dessen oberrichterliche Befugniß selbst von Königen, wenigstens stillschweigend anerkannt wird, weil er sich meisterlich darauf versteht, Himmel und Erde mit den wunderthätigen Auflösungsmitteln der Hierarchie durcheinander zu rühren, ist für den denkenden Beobachter gewiß eine der interessantesten Erscheinungen; man darf ihm wegen des etwaigen Mißbrauchs seiner Gewalt, die obendrein nach dem Sinne der Zeit einen täuschenden Anstrich von Gesetzlichkeit hatte, unmöglich in demselben Maaße zürnen, als dem habsüchtigen Philipp August, der unbewußt in das Schwert fiel, das er gegen den König von England erhob.

Er rüstete sogleich mit eilender Thätigkeit eine der schönsten Flotten von 1700 großen und kleinen Schiffen und ein Heer von 60000 Mann, während Innocenz auf die außerordentlichen Anstrengungen mit heimlichem Lächeln herabsah; sein Legat, der Kardinal Pandolf, sollte dem Scheine nach der Unternehmung gegen England als Springfeder dienen; die wahre Absicht der zweideutigen Sendung ging dahin, von hier aus dem Könige Johann den Puls zu fühlen, um zu sehen, ob die eingetretenen Symptome der Furcht nicht bald den römischen Aderlaß nothwendig machen würden. Johann setzte sich zu Wasser und zu Lande in einen Vertheidigungsstand, bei dem er den Kampf mit Frankreich ruhig aufnehmen konnte, wäre er seiner schlagfertigen Macht und seiner selbst völlig sicher gewesen. Zu derselben Zeit, wo das Loos der blutigen Entscheidung gezogen werden sollte,

traten den König von England zwei Tempelherren an, die von Seiten Pandolfs oder eigentlich des Papstes Winke über die Möglichkeit und Wohlthat einer Aussöhnung fallen ließen. Bald darauf kam es in Dover zwischen Pandolfen und dem Könige zu näheren mündlichen Erklärungen; der Legat entwarf dem bereits wankenden Johann ein so kräftiges Bild von den Gefahren seiner Stellung gegen Frankreich, gegen die Geistlichkeit, gegen den Adel und das Volk von England, er mischte unter die stark aufgetragenen Farben so geschickt das Oel der kirchlichen Linderung, daß der König von den beiden ihm gezeigten Aussichten nachdenkend in sich ging und den Frieden mit dem Papst um einen Preis zu erkaufen beschloß, der in der That ungeheuer war und nur einer niedrigen Gesinnung niedrig vorkommen konnte. Allerdings stand es um Johann und die Behauptung seines Reiches höchst mißlich, wie er jetzt selbst fühlte, nachdem er von dem Extrem seines frühern halb wahnsinnigen Trotzes nach und nach bis zur kläglichsten Abspannung herabgesunken war; ihn ängstigten, so sagt ein Zeitgenosse, Gewissensbisse wegen des funfzehnjährigen Bannes und Interdikts, die Gewissensbisse nahmen ohne Zweifel ihre größte Kraft von den Gefahren her, womit ihn der steigende Unmuth der Engländer bedrohte; von seinen Großen glaubte er das Schlimmste fürchten zu dürfen bis zum Abfalle in offener Schlacht; unter solchen schreckenden Vorzeichen erhielt die Kriegsmacht Philipp Augusts ein noch viel bedeutenderes Gewicht, als sie schon an und für sich hatte, und zu diesen Bedrängnissen der Wirklichkeit gesellte sich nun auch in der Seele des niedergedrückten Tyrannen die Angst der Phantasie, mit andern Worten, der verzweiflungsvolle

Wahnglaube an die Prophezeihung eines Einsiedlers, welcher vorausgesagt haben sollte, daß Johann am nächsten Himmelfahrtsfeste nicht mehr König sein würde. Um so unbedingter warf sich jetzt der rath-, hülf- und herzlose Herrscher in die Arme der Kirche, er versprach dem Legaten Pandolf unbeschränkten Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl, sicherte Langton, dem bisher verwiesenen Primaten des Reichs, und den sämmtlichen verjagten Bischöfen jede Genugthuung zu, die Innocenz festsetzen würde, darunter war natürlich freie Rückkehr, Wiederherstellung in ihre Aemter und Güter und die ehedem verweigerte Schadloshaltung begriffen; endlich erklärte er sich auch bereit, die Gültigkeit des über ihn ausgesprochenen Absetzungsurtheils anzuerkennen, alle Insignien der königlichen Würde in den Schoos der Kirche niederzulegen, und sie und sein Reich aus demselben wider als päpstliches Lehen zurück zu empfangen. Vier Barone schwuren an der Seite des Königs, daß er die eingegangenen Verpflichtungen unverbrüchlich halten werde; kurz vorher hatten sechszehn Magnaten bei und zu dem Fortgange der Unterhandlungen eine ähnliche Bürgschaft gestellt.

Pandolf dehnte die Reihe der beabsichtigten Demüthigungen soviel, als möglich, auseinander, um dem stolzen Schauspiele, welches die Kirche aufführte, die größte Herrlichkeit und Bedeutung zu geben. Zwei Tage nach dem vorher erwähnten Auftritte erschien Johann abermals mit seinen Bischöfen und weltlichen Großen vor Pandolfen und übergab in die Hände des päpstlichen Verwesers seine Krone nebst den Königreichen England und Irland. In einem Ausschreiben an sein Volk häufte er auf die Schmach der Selbsterniedrigung

auch noch die Frechheit einer handgreiflichen Lüge, durch die unsinnig motivirte Erklärung, er trete seine Reiche England und Irland an Gott, an den heiligen Petrus und Paulus und an Innocenz ab, nicht aus dem Zwange der Furcht, sondern aus eigenem freien Antriebe und mit Bewilligung seiner Baronen für die Vergebung seiner Sünden und der Sünden seiner Familie. Für eine jährliche Abgabe von tausend Mark Silber, 700 für England und 300 für Irland, nahm Johann beide Reiche vom Papste zu Lehen; der Peterspfennig blieb ein davon unabhängiger Tribut. Am funfzehnten Mai 1213 erschien Johann sogar ohne Waffen vor dem päpstlichen, auf dem Throne siegprangenden Legaten, warf sich vor ihm auf die Knie, legte die Hände in Pandolfs Hände, schwur dem römischen Stuhle den Lehnseid und zahlte sogleich einen Theil des Tributs aus.*)

Mit dem Gelde und der ausgestellten Urkunde reiste Pandolf sogleich nach Frankreich und erklärte hier dem Könige, daß der Papst seines zum Kriege ausgestreckten Armes nicht weiter bedürfe; Schaam und Unwille wogten in der Brust des Betrogenen, die Lilien Frankreichs hatten an dem Papst einen Kunstgärtner gefunden, der ihren üppigen Wuchs zu zügeln wußte, sie sollten der Tiare bloß gelegentlich zum Schmucke dienen. Philipp war

*) Pandolf soll, wie es heißt, im Gefühle des Uebermuths das Gold mit Füßen getreten haben. Das mag nun wahr sein oder nicht, so ist es desto gewisser, daß er den König mit Füßen getreten hat. Aber warum wälzte sich Johann auch vor dem Legaten im Staube und bestreute sein Haupt damit, wie mit einer heiligen Asche? Volenti non fit iniuria.

Mann und König genug, um zu wissen, was Ehre und Vortheil erheischten, er bestand troß der Friedenspredigt des Legaten auf die Ausführung der kriegerischen Unternehmung. Einer seiner mächtigsten Vasallen, der Graf von Flandern, verweigerte ihm den verlangten Beistand; seine zahlreiche Flotte erlag der Ueberlegenheit der englischen; schon dachte Johann daran, den Krieg nach Frankreich hinüber zu spielen, nur die Last des noch nicht aufgehobenen Bannes legte ihm Hindernisse in den Weg. Er schaffte sie eiligst weg durch eine vollständige Aussöhnung mit der englischen Kirche. Hatten ihm seine Großen früher nicht nach Frankreich folgen wollen unter dem Vorwande, daß er unter dem Bann stehe, so entschuldigten sie jeßt ihr Säumen mit dem Mangel an Geld. Johann wollte Gewalt gegen sie braucheu, da trat Langton als ihr Vertheidiger auf, ließ zwar in der Strenge des Interdikts einige Milderung eintreten, erinnerte aber dafür die Großen auch desto nachdrücklicher an ihre ehemaligen Rechte und Freiheiten, indem er zum Belege derselben eine fast vergessene Urkunde Heinrichs I. ans Licht zog. Die viel versprechende Entdeckung traf mit der Unzufriedenheit des hohen Adels und den fortgeseßten Gewaltthätigkeiten des Königs in einem Brennpunkte zusammen. Zwischen Langton und den Großen des Reichs hatte sich in der Stille ein Bund gebildet, dessen unruhige, nur schwach verdeckte Bewegungen die Besorgniß des Königs in einem solchen Grade erregten, daß er dagegen Hülfe bei dem Papst suchte, namentlich gegen Langton, indem er bei dieser Gelegenheit den lockenden Verheißungen eine klingende Beisteuer der Wahrheit auf den Weg gab. Ein neuer päpstlicher Legat, der Kardinalbischof von Tuskoli erschien

im Jahre 1213 in England; die völlige Aufhebung des Interdikts hing von der bewilligten Schadloshaltung des Klerus ab, der letzte erhob überschwengliche Anforderungen, der König begehrte Ermäßigungen und der Verweser des Papstes nahm den armen Vasallen gegen die englische Geistlichkeit, besonders gegen Langton sichtbar in Schutz. Nun wandte sich auch letzterer mit Beschwerden über den Legaten an den Papst; Innocenz stiftete endlich einen Vergleich zwischen den streitenden Parteien; der König sollte der Geistlichkeit 40,000 Mark Silber zahlen, und leiste er über diese Summe die gehörige Sicherheit, so sei dann auch die Zurücknahme des Interdikts zu erwarten. In der Art und Weise, wie Innocenz jetzt den König schonte, sogar zum Nachtheile des Klerus, erkennt man wieder den nach allen Seiten umschauenden Politiker.

Die Wiedererlangung der alten Freiheiten und Rechte war unter dem Drucke der gegenwärtigen Regierung und bei dem Zusammenhalten des hohen Klerus und Adels eine fixe Idee der vornehmsten und tüchtigsten Engländer geworden; Johann widerstrebte den darauf abzweckenden Forderungen und Versuchen auf alle Weise; dem Papste schien es bedenklich, in England den Geist der Unabhängigkeit auf Kosten des römischen Interesse zu nähren, wagte doch schon Langton als Primat des Reiches Schritte, die das engere Band mit dem apostolischen Stuhle aufzulockern drohten. Der Genius der englischen Freiheit siegte jedoch über die unvernünftige und brutale Hartnäckigkeit des Königs, den die Geschichte wegen der Veräußerung der obersten Landeshoheit an den Papst durch den Spottnamen Johann ohne Land bestraft hat; er mußte durch die Waffen seiner

Baronen im Julius des Jahres 1215 den sogenannten großen Freiheitsbrief unterzeichnen, das Palladium der englischen Verfassung. Von beiden Seiten war er beschworen worden: der König Johann zeigte durch das vielseitige Anwerben fremder Truppen und die gehässigen Beschwerden, welche er bei dem Papste gegen den englischen Adel und Klerus vorbrachte, wie wenig er gesonnen sei, dem geleisteten Eide nachzukommen; Innocenz las den Inhalt des Freiheitsbriefes mit der Brille der römischen Politik und rief entrüstet aus: „Wollen denn die englischen Baronen einen mit dem Kreuze bezeichneten und unter dem Schutze des apostolischen Stuhles stehenden König von dem Throne stoßen und die Herrschaft der römischen Kirche einem andern übertragen? Beim heiligen Petrus! diese Beleidigung können wir nicht ungestraft lassen." Sogleich erging ein päpstliches Verdammungsurtheil über den Freiheitsbrief, begleitet mit bittern Vorwürfen und Drohungen gegen die Barone; Innocenz und Johann glichen zwei Personen, die sich mit abgewendeten Blicken die Hände reichen. Als die Barone im offenen Kampfe mit den ausländischen Söldnern des Königs die hochgespannten, unnationalen Forderungen des Papstes abwiesen, belegte er (im J. 1215) ihre Personen mit dem Banne und ihre Ländereien mit dem Interdikte. Langton widersetzte sich der öffentlichen Verkündigung des Bannurtheils, nicht nur aus Grundsätzen des Patriotismus, sondern aus Familieninteresse; der Papst hatte nämlich auf Ansuchen des Königs die Wahl des Domkapitels zu York umgestoßen, durch welche Langtons Bruder, Simon, zum dortigen Erzbischof ernannt worden war. Wie geschäftig nun auch Pandolf und

der Bischof von Winchester ihre Hände in das böse Spiel mischten, so daß der abgesetzte Langton seine Sache in Rom persönlich zu vertheidigen beschloß, und die Domherren zu York einen Erzbischof von dem Willen des Papstes annehmen mußten, die Barone wurden darum nicht geschmeidiger, sie beruhigten sich über den päpstlichen Bann, weil er sie bloß im Allgemeinen, ohne nähere Bezeichnung ihrer Namen, getroffen habe. Innocenz schärfte jetzt gegen eine beträchtliche Anzahl von Baronen den Bann bis zur handgreiflichen Persönlichkeit und sprach zugleich gegen deren Anhänger, die Bürger von London, das Interdikt aus; beide Zwangsmittel verfehlten die beabsichtigte Wirkung. Die Londoner Bürger trieben ihren Widerstand bis zu der Einrede: „Warum erstreckte sich die unersättliche Begierde der Römer auch auf uns? Was geht die apostolischen Bischöfe unser Krieg an? Die sind ja Nachfolger Constantins, nicht Petri! Da sie diesem nicht an Verdienst und Werken nachahmen, so können sie auch nicht gleiche Macht mit ihm haben. O der Schande! diese magern Schufte (marcidi ribaldi), welche nichts von Waffen oder Freigebigkeit wissen, wollen nunmehr durch ihre Exkommunikationen über die ganze Welt herrschen; sie, die nur verächtliche Wucherer und Simonisten sind."

Die ausländischen Miethsvölker setzten durch die Fortschritte ihrer Grausamkeiten den englischen Großen dergestalt zu, daß diese noch im Jahre 1215 die Krone dem Prinzen Ludwig, dem Sohne des Königs von Frankreich anboten. Zwischen Philipp August und dem Papste entspann sich hierauf ein lebhafter Streit; die französische Eroberungslust machte die Verbrechen Johanns und die verfassungsmäßigen Ansprüche der englischen

Baronen im Julius des Jahres 1215 den sogenannten großen Freiheitsbrief unterzeichnen, das Palladium der englischen Verfassung. Von beiden Seiten war er beschworen worden: der König Johann zeigte durch das vielseitige Anwerben fremder Truppen und die gehässigen Beschwerden, welche er bei dem Papste gegen den englischen Adel und Klerus vorbrachte, wie wenig er gesonnen sei, dem geleisteten Eide nachzukommen; Innocenz las den Inhalt des Freiheitsbriefes mit der Brille der römischen Politik und rief entrüstet aus: „Wollen denn die englischen Baronen einen mit dem Kreuze bezeichneten und unter dem Schutze des apostolischen Stuhles stehenden König von dem Throne stoßen und die Herrschaft der römischen Kirche einem andern übertragen? Beim heiligen Petrus! diese Beleidigung können wir nicht ungestraft lassen." Sogleich erging ein päpstliches Verdammungsurtheil über den Freiheitsbrief, begleitet mit bittern Vorwürfen und Drohungen gegen die Barone; Innocenz und Johann glichen zwei Personen, die sich mit abgewendeten Blicken die Hände reichen. Als die Barone im offenen Kampfe mit den ausländischen Söldnern des Königs die hochgespannten, unnationalen Forderungen des Papstes abwiesen, belegte er (im J. 1215) ihre Personen mit dem Banne und ihre Ländereien mit dem Interdikte. Langton widersetzte sich der öffentlichen Verkündigung des Bannurtheils, nicht nur aus Grundsätzen des Patriotismus, sondern aus Familieninteresse; der Papst hatte nämlich auf Ansuchen des Königs die Wahl des Domkapitels zu York umgestoßen, durch welche Langtons Bruder, Simon, zum dortigen Erzbischof ernannt worden war. Wie geschäftig nun auch Pandolf und

der Bischof von Winchester ihre Hände in das böse Spiel mischten, so daß der abgesetzte Langton seine Sache in Rom persönlich zu vertheidigen beschloß, und die Domherren zu York einen Erzbischof von dem Willen des Papstes annehmen mußten, die Barone wurden darum nicht geschmeidiger, sie beruhigten sich über den päpstlichen Bann, weil er sie bloß im Allgemeinen, ohne nähere Bezeichnung ihrer Namen, getroffen habe. Innocenz schärfte jetzt gegen eine beträchtliche Anzahl von Baronen den Bann bis zur handgreiflichen Persönlichkeit und sprach zugleich gegen deren Anhänger, die Bürger von London, das Interdikt aus; beide Zwangsmittel verfehlten die beabsichtigte Wirkung. Die Londoner Bürger trieben ihren Widerstand bis zu der Einrede: „Warum erstreckte sich die unersättliche Begierde der Römer auch auf uns? Was geht die apostolischen Bischöfe unser Krieg an? Die sind ja Nachfolger Constantins, nicht Petri! Da sie diesem nicht an Verdienst und Werken nachahmen, so können sie auch nicht gleiche Macht mit ihm haben. O der Schande! diese magern Schufte (marcidi ribaldi), welche nichts von Waffen oder Freigebigkeit wissen, wollen nunmehr durch ihre Exkommunikationen über die ganze Welt herrschen; sie, die nur verächtliche Wucherer und Simonisten sind."

Die ausländischen Miethsvölker setzten durch die Fortschritte ihrer Grausamkeiten den englischen Großen dergestalt zu, daß diese noch im Jahre 1215 die Krone dem Prinzen Ludwig, dem Sohne des Königs von Frankreich anboten. Zwischen Philipp August und dem Papste entspann sich hierauf ein lebhafter Streit; die französische Eroberungslust machte die Verbrechen Johanns und die verfassungsmäßigen Ansprüche der englischen

Barone mit großem Nachdrucke geltend; die römische Diplomatik fußte auf die Vasallenschaft Johanns und auf die Oberherrlichkeit des heiligen Petrus; selbst nach der Landung Ludwigs in England und mehreren über Johann erhaltenen Vortheilen, ja auch nach seiner Excommunikation von Seiten des päpstlichen Gesandten wurden jene Gründe und Gegengründe nochmals in Rom von beiden Parteien in einer rechtlichen Erörterung durchgefochten, bei welcher es Innocenzens Klugheit eben so wenig mit Johann als Philipp August verderben wollte; jenen schützte er als seinen Vasallen, diesen suchte er als einen begehrungswürdigen Freund für künftige Nothfälle aufzusparen. Der Tod Johanns (im Jahre 1216) machte den Franzosen einen schlimmern Strich durch die Rechnung, als die päpstliche Rechtstheorie; die Engländer haßten die Fremdherrschaft noch mehr, als das Andenken des verstorbenen Königs, sie erklärten sich mit Herz und Hand für dessen minderjährigen Sohn, den nachherigen Heinrich III.; Ludwigs Parteilichkeit für sein Volk und Heer, seine Verluste zu Lande und zur See nöthigten ihn (im Jahre 1217) im Wege eines dürftigen Vergleichs zur Rückkehr nach Frankreich. Innocenz war ein Jahr früher vom Schauplatze der Welt abgetreten; seine letzten Blicke mögen mit einer besondern Genugthuung auf England gefallen sein, das zufolge seiner durchdachten und beharrlichen Anstrengungen dem Erbgute des Petrus eine neue und reiche Aussicht öffnete.

Mit gleicher Ueberlegenheit behauptete er sein Ansehen auch gegen andere Reiche und deren Beherrscher, er saß auf dem apostolischen Stuhle recht eigentlich wie ein Universalmonarch. Schon

früher ist erzählt worden, wie und weshalb er den König von Frankreich, Philipp August, zur Wiederaufnahme seiner verstoßenen Gemahlin Ingeburg zwang; sein Sieg über Alphons X., König von Gallizien und Leon, hing ebenfalls mit einer streitigen Ehesache zusammen, wie denn die Liebe der Könige von jeher eine ungemein ergiebige Fundgrube für Vergrößerung der päpstlichen Macht war. Noch unter der Regierung Cölestins waren gegen Alphons, seine Gemahlin und die Länder des königlichen Paares wegen allzu naher Verwandtschaft Bann und Interdikt verhängt worden; Alphons hatte späterhin, ungebeugt von dem päpstlichen Machtwort, sogar seine Enkelin, die Tochter des Königs von Kastilien, geheirathet und die Abmahnungen, welche ihm Innocenz (im J. 1198) durch den Mönch Rainer zukommen ließ, so wie die Vorladung nach Rom, gleichgültig von sich gewiesen. Innocenz griff darauf zum Bann und Interdikt, preßte dadurch dem Könige die Bitte um Dispensation wegen seiner Heirath ab und durch Verweigerung des Gesuchs auch die Trennung der Ehe; die Ertheilung der Absolution diente, wie immer, dazu, die Unwiderstehlichkeit der päpstlichen Waffen in ein helleres Licht zu setzen. *)

Eine hergebrachte Sitte gewährte den Herrschern von Arragonien nicht sogleich nach dem Tode ihrer Väter die königlichen Rechte und Ehrenbezeigungen, sie mußten zu dem Ende entweder schon verheirathet, oder dem Königsstande feierlich

---

*) Schreckh's Kirchengeschichte. 26. Theil. Seite 320. Der Zusammenhang der Erzählung ist bei dem angeführten Schriftsteller etwas dunkel gehalten.

geweiht sein; weder das eine, noch das andere war bei Peter II. von Arragonien der Fall, er kam daher (im Jahre 1204) selbst nach Rom, um vom Papste die Krone, den Kriegsgürtel und das Schwerdt zu empfangen, schwor bei dieser Gelegenheit dem apostolischen Stuhle Treue und Gehorsam und übergab demselben unter öffentlicher Huldigung sein Reich gegen einen jährlichen Zins von zweihundert und funfzig Goldstücken. Offenbar war diese Darbringung mehr eine prächtige Form des herrschenden Lehnwesens, verherrlicht durch den Nimbus der geistlichen Gewalt, als eine wirkliche Entäußerung; dergleichen scheinbare Opfer trugen indessen auch ihr Theil zur Erhöhung des Papstthums bei. Innocenz sprach den Königen von Arragonien (im Jahre 1204) das Recht zu, künftighin die Krone unmittelbar aus den Händen des Erzbischofs von Tarracona empfangen zu dürfen, vorausgesetzt, daß sie deshalb bei dem apostolischen Stuhle bittweise einkämen. So legten die schlaftrunkenen Könige, umnebelt von dem Glanze der Kaiserkrönung, ihr Haupt willig in den Schooß der Kirche und suchten wetteifernd den Gipfel der Ehre in der verdächtigsten Selbstdemüthigung; Innocenz war ihr Herr, nicht bloß durch die natürliche Größe seines Geistes, sondern fast noch mehr durch die tiefe Schwäche, mit welcher die unmündigen Fürsten sich ihm preisgaben.

Sanktius, der König von Portugal, versuchte dagegen, eine Ausnahme von der Regel des Gehorsams aufzustellen; er wollte von dem Zinse, den sein Vater bloß aus Achtung für die Person Alexanders, keinesweges aber aus Schuldigkeit versprochen habe, nicht mehr als vier Unzen Goldes als feststehende Gebühr anerkennen; Inno-

cenz legte den Zeigefinger auf die väterliche Urkunde und der Sohn gab sofort der kräftigen Demonstration nach. Selbst die Miene des Widerstandes verwandelte sich auf diese Weise in ein Zeichen des Triumphes für die Fortschritte des Papstthums.

Schon im neunten Jahrhunderte hatten die Päpste durch Zusendung von Priestern und Vorschriften Fuß in der Bulgarei gefaßt, wie gehörigen Orts schon bemerkt worden ist; Rom und Konstantinopel begegneten sich hier in eifersüchtigen Bestrebungen, die eingeborenen Fürsten schwankten in ihrer Ergebenheit bald auf diese, bald auf jene Seite hinüber, einer unter ihnen, der König Simeon, hatte sich im Laufe des zehnten Jahrhunderts die Krone und einen Patriarchen von Rom ausgebeten; die griechische Herrschaft stand im Widerspruche mit der volksthümlichen Gesinnung und das ferne Rom schien einem engern Verbande mehr Bequemlichkeit und eine größere Würde zu versprechen. Im Jahre 1197 trat der berühmte Bulgarenkönig Kalojohannes in die Fußstapfen Simeons, um seinen Bruch mit dem griechischen Reiche zu vollenden. Außer dem Griechen arbeitete auch Andreas, König von Ungarn, dem Verlangen des Kalojohannes bei Innocenzen entgegen, indem er ihn dem Papste als einen Wüthrich schilderte, der die Bulgarei dem ungarischen Scepter widerrechtlich entrissen habe. Innocenz knüpfte die Gesetzlichkeit des Bulgarenkönigs an frühere Vorgänge, versprach dem ungarischen Reiche Entschädigungen, schickte einen Kardinallegaten (im Jahre 1203) mit der begehrten Krone nach der Bulgarei und brachte den König von Ungarn, als dieser der Reise seines Bevollmächtigten Hindernisse in den Weg legte, durch

den angedrohten Umsturz der Thronfolge schnell auf andere Gedanken. Der Kardinallegat setzte sofort den Erzbischof der Bulgaren zum Patriarchen ein, begünstigte ihn durch verschiedene Rechte und legte ihm zum Zeichen dankbarer Unterwürfigkeit die Verpflichtung auf, in jedem vierten Jahre nach Rom zu reisen, krönte dann Kalojohannes, beschenkte ihn mit einer Fahne, auf welcher das Kreuz nebst zwei Schlüsseln, den Sinnbildern des päpstlichen Wappens prangte, und, um dem Verhältnisse der Unabhängigkeit eine recht augenfällige Bedeutung einzuverleiben, räumte er unter dem Scheine der Großmuth den Königen der Bulgarei die verfängliche Befugniß ein, unter ihrem Bilde künftighin Geld prägen zu lassen. Auch hier warfen sich die Könige dem Papste mit einer fast unbedingten, aber nicht unerklärbaren Fügsamkeit in die Arme; er durfte den einen nur etwas unsanft auf die Seite stoßen und den andern mit einem Gestus des väterlichen Wohlwollens an sein Herz drücken und beide lagen zu seinen Füßen, jener aus Angst, dieser aus einer mit Politik verschwisterten Pietät.

Um diese Zeit bettelten auch der König von Armenien und dessen Patriarch um die Gnade des Papstes, wahrscheinlich sich seines vielgeltenden Einflusses gegen den Druck der benachbaren christlichen Fürsten und der Tempelherren zu versichern, sie küßten fast die Hand, welche sie nöthigenfalls strafen sollte, sie suchten nämlich eine schriftliche Bürgschaft über die außerordentliche Vergünstigung nach, daß kein anderer abendländischer Bischof als der Papst Bann und Interdikt gegen Armenier und deren Land verhängen dürfe. Innocenz bewilligte ein Begehren, das er seinen eigenen Wünschen nicht abschlagen konnte,

behielt aber seinen Legaten oder sonstigen Bevollmächtigten das besagte Strafamt gegen die Bulgarei ausdrücklich vor.

Nicht genug, daß er seinen Hirtenstab über Fürsten und Völker schwang, er brauchte ihn auch als den Stecken des Treibers in der Angelegenheit eines neuen Kreuzzuges und, was so viele Päpste vor ihm laut gewünscht oder heimlich ersehnt hatten, die Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche, das sah Innocenz plötzlich durch eine überraschende, ihm in anderer Hinsicht nicht einmal willkommene Wendung des Krieges der Erfüllung nahe. Jerusalem war bei dem Regierungsantritt des gegenwärtigen Papstes noch immer in den Händen der Ungläubigen, so eifrig auch seine unmittelbaren Vorgänger die Wiedererwerbung der heiligen Stadt betrieben hatten; Innocenz verfolgte dieselbe Absicht mit dem ganzen Feuer seiner Thätigkeit und Einsicht, er rechnete für das Gelingen der Unternehmung vorzüglich auf die französische Lebhaftigkeit und setzte selbe im Jahre 1198, wo der griechische Kaiser Alexander Angelus ihm Hoffnung zur Aussöhnung der lateinischen und griechischen Kirche gemacht hatte, durch die stürmische Beredsamkeit Fulko's, dessen Stimme dem Rollen des Donners ähnelte, so glücklich in Flammen, daß ein Heer französischer Kreuzfahrer auf venetianischen Schiffen und verstärkt durch die Waffen der Republik unter Anführung des Dogen Dandolo den Zug nach Palästina antrat. Aufgeregt von den Bitten und Versprechungen des Prinzen Alexius, dessen Vater Isaak Angelus von seinem Bruder, dem damaligen Kaiser, der Herrschaft und des Augenlichts und der Freiheit beraubt worden war (1195), überließen die Verbündeten Jerusa-

lem dem Drucke der Saracenen und belagerten lieber Konstantinopel, das auch (1204 am 12. April) in ihre Gewalt fiel.*) Der vollständigen Entscheidung der Waffen waren mannigfaltige Erschütterungen des griechischen Kaiserthrons vorhergegangen; Alexius Angelus, der barbarische Usurpator, hatte durch schnelle Flucht seinem verdrängten Bruder Isaak Angelus wieder Platz gemacht, dieser und sein kürzlich gekrönter Sohn Alexius konnten die den Siegern gemachten, vielleicht gleich anfänglich etwas leicht genommenen Zusagen nicht erfüllen, ohne das Volk durch unerschwingliche Abgaben zu erdrücken und den öffentlichen Geist in gewaltsame Zuckungen zu versetzen; der Vater starb über den Unruhen und Alexius kam durch Marzuphlus um, welcher im Besitze der ungewissen gleichsam zitternden Kaiserkrone einige Zeit hindurch die Angriffe der Verbündeten glücklich abschlug, dann aber, geängstigt von den Manen des ermordeten Alexius und dem unabwendbaren Falle der Stadt, der vernichtenden Niederlage und Rache durch heimliche Flucht noch im rechten Augenblicke entging. Sein Schwiegersohn Theodor Laskaris versuchte zwar, das Schattenspiel des griechischen Kaiserthums fortzusetzen, bald aber verließ auch er den gefahrvollen Kampfplatz und an seine Stelle trat nun nach Eroberung der Stadt Balduin, der Graf von Flandern; mit ihm beginnt die Reihe der lateinischen Kaiser zu Konstantinopel, die zweideutige Freude dauerte nicht lange, schon

*) Auf die Eroberung Konstantinopels geht die historische Taschenbibliothek in der ihr eingefügten Geschichte der Republik Venedig umständlicher ein, weshalb hier sogleich darauf verwiesen werden kann.

im Jahre 1361 machte ihr der Grieche Michael Paläologos wieder ein Ende. Die kanibalischen Scenen des Mords, der Habsucht und anderer Ausschweifungen, selbst an heiligen Stellen, bieten dem Pinsel des Historikers ein Gemälde dar, das uns hier zu weit von unserm nächsten Zwecke, der Einmischung des Papstes entfernen würde.

Innocenz hatte es schon früher den Kreuzfahrern ernstlich verwiesen, daß sie, anstatt Jerusalem zu retten, worauf ihre unmittelbare Bestimmung abzweckte, Zeit und Kräfte in einem ungehörigen Kampfe mit dem christlichen Konstantinopel aufrieben. Als aber der Fortgang des Unternehmens und die übernommenen Verpflichtungen des Alexius, welche auch Isaak Angelus, der Vater, nicht geradezu verwarf, seinen gespannten Blicken die Möglichkeit einer Aussöhnung der griechischen und lateinischen Kirche enthüllten, überwand er seinen frühern Widerwillen gegen eine Unternehmung, die, gleich dem abgedrückten Pfeile des Schützen, nicht mehr in seiner Gewalt war, uud ergriff nun den Gedanken des Kirchenfriedens zwischen dem Abend- und Morgenlande mit der wärmsten Empfänglichkeit. Den mit Alexius und Isaak Angelus angeknüpften Faden der Unterhandlungen zerriß der Tod, auch schoben sich darin Knoten hin und her, die schwerlich auch bei dem längern Leben jenes Fürsten wahrhaft gelös't worden wären; unter Balduin ließ sich dasselbe Geschäft weit erfreulicher an, er bezeigte dem Papste sogleich nach seiner Thronbesteigung die ehrfurchtvollste Ergebenheit, wie er denn seinerseits die Aegide des apostolischen Stuhles nöthig hatte oder doch trefflich brauchen konnte, um die Blößen seiner Erhebung zu decken; er bat zugleich um die Zusendung lateinischer Geist-

lichen und versprach die Zusammenberufnng einer allgemeinen Kirchenversammlung, auf welcher das bisherige Schisma zwischen Rom und Konstantinopel vollkommen beigelegt werden sollte. Innocenz konnte es noch nicht ganz verschmerzen, daß die Kreuzfahrer ihr eigentliches Ziel verfehlt hatten, eben so wenig übersah er wahrscheinlich den ordnungswidrigen Hergang, welchem Balduin die Krone zu danken hatte; dessenungeachtet erkannte er das Recht der Eroberung und somit auch die Kaiserwürde Balduins an, betrieb aber auch nun die Vereinigung der lateinischen und griechischen Kirche mit allen ihm und der Sache selbst zu Gebote stehenden Mitteln. Nach einer Verabredung zwischen den französischen und venetianischen Kreuzfahrern sollte der Kaiser aus der Mitte der erstern, der neue Patriarch hingegen aus den Reihen der letztern gewählt werden, damit die Ehrenansprüche der beiden Völker sich ungefähr das Gleichgewicht hielten; ein venetianischer Edler bestieg nach der Entweichung des vorigen griechischen Patriarchen den erledigten Stuhl und suchte die Bestätigung seiner Würde persönlich bei dem Papste nach. Innocenz erhob anfänglich Schwierigkeiten, vielleicht in der Absicht, seiner nachherigen Einwilligung eine größere Wirksamkeit zu verleihen, er läugnete die gültige Vollmacht der Wähler, unter die sich auch Laien eingedrängt hatten, doch gab er endlich, auf Antrieb Balduins und wegen der persönlichen Tüchtigkeit und Würde des Erwählten, seine verlangte Beistimmung. So glänzend diese Erweiterung des Papstthums nach einer ganz neuen Seite hin aussah, so oberflächlich war sie, wie der Erfolg gar bald zeigte.

Innocenz rief später (im Jahre 1213) die gesammten christlichen Mächte nochmals zu einem

neuen Kreuzzuge auf, das päpstliche Rundschreigen bewirkte kaum eine fliegende Hitze, vielweniger durchgreifende Bewegungen; daher brachte er dieselbe Angelegenheit bald nachher auf der denkwürdigen allgemeinen Lateransynode wiederum mit erhöhtem Nachdrucke zur Sprache.

Besser gelang ihm in Gestalt eines Kreuzzuges die Ketzerjagd gegen die Albigenser und andere mit ihnen mehr oder weniger übereinstimmende Sekten. Innocenz setzte das übliche Verfahren gegen die wirklichen oder vermeinten Ketzer bloß fort, freilich schärfte er die bisherigen Maaßregeln, theils aus natürlicher Abneigung gegen alle Halbheit, theils und hauptsächlich aus Besorgniß vor dem üppigen Wachsthume des schon seit langer Zeit fortwuchernden Unkrautes; er glaubte einer traurigen Nothwendigkeit gehorchen zu müssen und das Verwerfungsurtheil, welches die christliche Humanität aus dem Gesichtspunkte einer beruhigten und hellern Zeit mit vollkommenem Rechte gegen alle tyrannische und blutige Unterdrückung der Glaubens- und Gewissensfreiheit fällt, kann doch darum gegen Innocenz nicht strenger lauten, als gegen seine Vorgänger. In dem reißenden Verderben des Klerus, in dem starren Mechanismus einer kalten Formulartheologie, welche die tiefern Bedürfnisse sehnsüchtiger Gemüther unbefriedigt ließ, in dem überladenen Beiwerke des äußeren Kirchenthums, von dem die Weihe frommer Gefühle entwichen war, durch welche jenes allein bleibenden Sinn und Bestand erhalten konnte, in dem augenfälligen Contraste der häufig grob ausgearteten Religiosität mit dem ursprünglichen Geiste des Christenthums, welcher sich einem schlichten Verstande und Herzen mit unwiderstehlichen Reizen empfahl, in

dieser und ähnlichen Verirrungen lag der Grund, weshalb das Gift der Ketzerei jetzt freier und drohender in den Adern einzelner Volkshaufen aufbrauste. Innocenz verdient Vorwürfe, daß er das Uebel, welches er ausrotten wollte, nicht in seinem wahren, geheimen Sitze aufsuchte und verfolgte, daß er die Zuchtruthe des Reformators nicht mit den Händen Gregors ergriff und daß er die großartige Liberalität nicht nachahmte, mit welcher der letztere, so lange es nur immer möglich war, selbst einen Freidenker, wie Berengar, gegen die Angriffe blinder Eiferer zu schützen suchte. Schon seit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts hatten sich in Languedoc, Provence, Dauphiné und den angrenzenden Gegenden der Saone angebliche Irrlehren verbreitet, Peter von Breys, einer von den Führern der abwärts gehenden Heerde, mußte 1120 zu St. Gilles mit dem Feuertode für seine kühnen Neuerungen büßen. Seine Meinungen, vermischt mit den buntfarbigen Zugaben und Ausflüssen einer spätern Zeit, waren in verschiedenen Richtungen fortgeerbt; je weniger die rechtgläubige Kirche auf eine gründliche Sonderung der verworrenen Elemente drang, desto freigebiger war sie mit anfeindenden Sektennamen; so sprach z. B. die dritte allgemeine Lateransynode (im J. 1197) unter dem Pontifikate Alexanders III. das Anathema über die in Gasgogne, Albigeois und in der Gegend von Toulouse hausenden Ketzer aus unter der unsichern Bezeichnung von Katharern, Paterniern und Publikanern; mit ihnen waren ohne Zweifel die Albigenser in mehrfacher Rücksicht verwandt, obschon auf ihnen, wie auf einem Hauptstamme, verschiedene, fremdartige Zweige ihre Blätter in dunkeln Schatten emporstreckten. Eben deswegen

läßt sich die Grundansicht der Albigenser nicht klar und bündig zusammenfassen, wenn es überhaupt eine solche gab; die Anklagen ihrer Gegner, Richter und Peiniger, dogmatischen oder moralischen Inhalts, sind mehr als verdächtig, ihre eigenen Aussagen fordern gleichfalls zur umsichtigsten Prüfung auf; nur so viel scheint gewiß, daß sie, geleitet von dem Instinkte eines frommen Gefühls und abgestoßen von den rohen Auswüchsen des Aber- und Unglaubens, mit redlichem Bewußtsein, mit zuversichtlicher Unbefangenheit, bei einem größtentheils unsträflichen, nicht selten musterhaften Wandel der ungetrübten Klarheit und Einfalt des Evangeliums nachstrebten, was nach ihrer Meinung davor und dazwischen gestellt war, als eine unnatürliche Hemmung ansahen, folglich zu beseitigen suchten und darüber mit der gangbaren Orthodoxie und ihren kirchlichen Anhängseln in einen unvermeidlichen Bruch geriethen, vorzüglich mit mehreren gottesdienstlichen Gebräuchen und so ziemlich mit dem gesammten Rüstzeuge der Hierarchie, von dem das neue Testament nichts wisse und das mithin eine verwerfliche Zuthat unberufener Hände sei. Ein plötzliches Zurückgehen auf die erste Zeit des Christenthums, ein eigenmächtiges Losreißen von den Banden der Gegenwart, wie sie an der Brust vergangener Jahrhunderte herangebildet worden ist, kurz, eine übergreifende Verachtung bisher allgemein gültiger und heilig gehaltener Autoritäten, während dieselben Menschen, welche sich für mündig erklären, ihre Unmündigkeit auf andern Seiten öffentlich zur Schau tragen und ihre hochfliegenden Ansprüche dadurch unbewußt wieder aufheben, wird stets ein bedenkliches Symptom bleiben, so lange die eingetretene Krisis nicht unmittelbar und offenkundig auf eine

neue, unhintertreibliche Weltepoche hindeutet und sich so durch ihre geschichtliche Nothwendigkeit rechtfertigt. Stellen wir uns zwischen jene revolutionären Bewegungen der Sekten und die bewaffnete Reaktion der Kirche in eine ruhige Mitte, so können wir jenen eben so wenig eine bedingte Achtung versagen, als dieser bei den Versuchen abgedrungener Gegenwehr ein nachsichtiges Urtheil, wie weit es auch von eigentlicher Billigung entfernt ist; es geschah auf beiden Seiten, was geschehen mußte.

Unter allen Sekten ragte am meisten die der Waldenser*) hervor, gestiftet von einem Lyoner Kaufmann, Peter von Vaux (ohngefähr um's Jahr 1170); sie verdunkelte die übrigen dergestalt, daß sie neben ihr, wo nicht in der öffentlichen Aufmerksamkeit erloschen, doch je länger je mehr in jene unmerklichen Abschattungen übergingen. Peter von Vaux, eine innig fühlende, beschauliche Natur, konnte sich mit dem herrschenden vielfach verunstalteten Kirchen- und Regierungswesen so wenig auf eine erbauliche Weise abfinden, daß er der öffentlichen Gemeinschaft des Glaubens und der Andacht entsagte, seine liebsten Wünsche und Gedanken in die Einsamkeit rettete und von hier aus einen stillen Bund verwandter Seelen zu bilden suchte; er wurde zu dem Ende der belebende Mittelpunkt freundschaftlicher, geheimer Vereine, wirkte auf dieselben durch Uebersetzung der erwecklichsten Bibelabschnitte in die Mut-

*) Ueber den etymologischen Ursprung der Albigenser und Waldenser giebt es verschiedene Meinungen: der Name der ersteren hängt unfehlbar mit einem örtlichen Sitze zusammen; die Waldenser scheinen hingegen ihre Bezeichnung von und nach obenerwähntem Peter von Vaux (Peter Waldus) empfangen zu haben.

tersprache, stellte das Beispiel Jesu und der Apostel als die einzige und höchste Richtschnur eines wahrhaft christlichen Lebens vor und empfahl in diesem Sinne besonders eine freiwillige Armuth als die Krone der Tugenden, offenbar mit Seitenblicken auf die ausschweifende Habsucht und Genußlust der gesunkenen Geistlichkeit. Seine pietistische Absonderung bezog sich nicht sowohl auf Glaubenslehren, als auf moralische Vorschriften, von jenen verwarf er bloß solche, welche mit dem angestrebten Ziele der sittlichen Vollkommenheit nach seinem Dafürhalten in einem unläugbaren Widerspruche standen; das Lehramt und der Lehrgegenstand sollten als Beförderungsmittel einer reinen Gottseligkeit nach der Weise der ersten Christen völlig umgeschaffen werden und er selbst wollte auf dieser wiederaufgefundenen Bahn seiner Mitwelt ohne Zweifel als Leitstern vorleuchten. Im Grunde ging seine Polemik, wenn sie wirklich so heftig war, als ihr nachgesagt wird, auf keine andere als auf die bezeichneten Ideen hinaus, abgesehen von den deklamatorischen Fechterstreichen, die er nebenher fallen ließ. Sie betrafen, wie es heißt*), folgende Punkte: die römische Kirche habe den Glauben verläugnet, sie sei die große babylonische Hure und der unfruchtbare Baum, den Jesus verflucht und umzuhauen befohlen habe; man sei weder dem Papste, noch den Pflegern und Säugammen der Irrthümer Gehorsam schuldig; die Lebensart der Mönche sei eine teuflische und ihr Gelübde der Keuschheit nichts als ein Deckmantel der gräulichsten Ausschweifungen; die geistlichen Orden,

*) Thuani historiarum sui temporis libri, in praef. et libr. XVI.

ferner die Wahlzeichen des Thieres in der Offenbarung, das Fegefeuer, die Messe, die Verehrung der Heiligen, die Gebete für Verstorbene und was dahin noch gehöre, eine Erfindung des Satans.

Mit Peter von Vaur stimmten die Gefühle und Ansichten vieler bessern Zeitgenossen natürlich zusammen und so entwickelte sich aus der Ueberzeugung von den herrschenden Gebrechen des kirchlich-religiösen Zustandes und aus den Versuchen, ihnen abzuhelfen, ganz von selbst der Bund der Waldenser, bald gewann er durch Sittenstrenge, Wärme der Andacht und Gaben der Milde, im schreienden Gegensatze zu den Schooßsünden der Geistlichkeit, zahlreiche Anhänger, bei denen die äußern Anziehungsmittel den innern Drang häufig noch überwiegen mochten; nicht nur das südliche Frankreich, auch das angrenzende Spanien und Oberitalien wurde von dem Geiste eines Separatismus ergriffen, welcher der herrschenden Kirche gegenüber im Lichte einer höhern, selbst nach verschiedenen Graden disciplinarisch abgemessenen Vollkommenheit zu wandeln glaubte und im Allgemeinen wohl auch wirklich wandelte. Die Waldenser kommen auch unter dem Namen der Armen von Lyon, der Leonisten, der Insabataten vor; sie wollten sich zwar nicht geradezu von der Kirche trennen, allein der Zuschnitt ihrer gottesdienstlichen Versammlungen, die Wahl ihrer Lehrer aus der Klasse der Handwerker, ihre eigenthümliche Ascetik, welche sich vorzugsweise um Bibellesen, Beten, Fasten, Almosen drehte, endlich auch ihre gesellschaftliche Lebensweise, welcher die vorzüglichste Gemeinschaft der Gabe zu Grunde lag, trieb sie nothwendigerweise zur Absonderung hin, in der sie dann auch wohl, nicht ohne pietistischen Dünkel, das ausschließende Abzeichen der christlichen Vollendung erblickten.

Albigenser und Waldenser waren Ingredienzen, welche die Kirche nach der Praxis von Jahrhunderten unmöglich ruhig in ihrem so laut verachteten, so empfindlich angegriffenen Schooße dulden konnte; Innocenz ging anfänglich (1199) mit vieler Behutsamkeit zu Werke, er wollte den Waldensern in der Diöcese von Metz den erbaulichen Gebrauch der Bibel nicht wehren, rühmte sie sogar deshalb, nur wollte er ihnen unberufene Lehrer und die beliebten Conventikeln nicht verstatten. Die eigentliche unterscheidende Tendenz der Waldenser scheint Innocenzen nie ganz klar geworden zu seyn, wenigstens glaubte er noch im Jahre 1211 aus den Geständnissen einiger zurückgetretenen Apostaten nichts weiter folgern zu dürfen, als daß die Waldenser hochmüthige Gegner des Priesterthums und gezierte Heilige seien und schwerlich trog ihn diese Vermuthung ganz und gar.

In Frankreich fanden die Albigenser wenn auch nicht geradezu offenen Vorschub, doch duldsame Schonung bei dem Grafen von Toulouse, Raimund IV., und bei dem Grafen von Foix, Raimund Roger V. Innocenz sandte zwei Mönche des Cisterzienserordens, Peter von Chateauneuf und Raulf, als Legaten nach Toulouse, dem Hauptheerde des ketzerischen Feuers; die Erfolge ihrer Bemühungen waren so geringfügig, daß nach einiger Zeit ein dritter Legat in der Person des Abts Arnold von Citeaux zur Unterstützung der beiden Vorgänger abgeschickt werden mußte. Philipp August wich der ihm vom Papste angesonnenen Verfolgung der Ketzer geschickt aus und überließ das unselige Geschäft seinen Großen. Die mittlerweile erfolgte Ermordung des Legaten Peter rechnete man damals

so ziemlich dem Grafen von Toulouse an; seine Nachsicht gegen die Albigenser, seine Gleichgültigkeit gegen die Entdeckung und Bestrafung des Mörders begünstigte den Verdacht, Innocenz theilte denselben, und ohnehin aufgebracht gegen den vermeinten Beschützer der ketzerischen Rotte, belegte er ihn ohne nähere Untersuchung mit dem Banne und schloß in dieses Strafurtheil zugleich ausdrücklich den Verlust des Landes ein, über dessen Vergebung er nach Belieben zu verfügen gedachte. Sogleich nahm eine Menge französischer Edeln das Kreuz gegen den Grafen und die Albigenser, gelockt von dem Reize leichter Eroberungen und sicherer Beute, getäuscht über die Antriebe ihres schnöden Eigennutzes durch die vermeinte Verdienstlichkeit des gottgefälligen Unternehmens. Der Graf wandte noch zu rechter Zeit den Streich ab, der ihn verderben sollte; der Papst ertheilte ihm nach den schwersten Demüthigungen und der unbedingtesten Unterwerfung gegen eine genau bestimmte Bürgschaft die Absolution, setzte ihn damit auch wieder in das vorher abgesprochene Land als rechtmäßigen Besitzer ein und hatte die stolze Genugthuung, daß der bußfertige, hartabgestrafte Sohn der Kirche nun ebenfalls das Kreuz zur Ausrottung der Ketzer ergriff. An der Ermordung Peters sollte er schon darum ein schuldiger Theilnehmer gewesen sein, weil er die Unthat nicht schnell und kräftig gerächt habe. Der Kampf nahm jetzt einen entsetzlichen Fortgang, die Stadt Beziers, ein Hauptpunkt ihrer Vereinigung versank unter der wildesten Schlachterei, die nicht einmal der Gläubigen schonte, vielweniger eines Geschlechtes, Standes oder Alters, in einen rauchenden Aschenhaufen; ein ähnliches Schicksal er-

ging über Carcassone.*) Simon, Graf von Montfort, stand hier und anderwärts an der Spitze der blutdürstigen Glaubenshelden, seine Ländergier verbarg er unter dem Deckmantel der angefochtenen Religion, schon die bloße friedliche Mäßigung einiger katholischen Fürsten war in seinen verfinsterten Augen ein unverzeihliches Verbrechen, das er mit unmenschlicher Härte an den unglücklichen Unterthanen ahndete. Der König von Arragonien trat mit einem Heere gegen so beispiellose Gewaltthaten auf, die weit über das von der Kirche gesteckte Ziel hinausgingen; der mildgesinnte Graf von Toulouse bot ihm seinen bewaffneten Arm zur Hülfe dar; jener kam bei einem Ausfalle um und dieser fiel von neuem unter den päpstlichen Bann. Seine Länder erhielt vorläufig, bis zur nähern Entscheidung eines allgemeinen Conciliums der Graf von Montfort als Lohn für seine treuen der Kirche geleisteten Dienste; Innocenz vergaß sich bei dieser Verschenkung, weil er über dem Streben nach Glaubensreinigkeit zu ängstlich das gefährdete Interesse des apostolischen Stuhles bedachte. Der Streit über die Grafschaft Toulouse dauerte unter den Nachkommen Raimunds und Montforts fort, bis das Glück Ludwigs XI. die kostbare Beute erhaschte.

Ein Jahr vor seinem Ende (1215) legte Innocenz gewissermaßen den Schlußstein zu seinem höchst glücklichen und glänzenden Pontifikate auf der vierten allgemeinen Lateransynode, sie war der Zenith seines Ruhmes und seiner Größe, er sprach hier so unumschränkt als Machthaber der Kirche,

*) Browers Geschichte der Päpste, achter Theil, Seite 35.

daß sie in ihm gleichsam personifizirt erschien. Entweder die versammelten Väter wagten nur hie und da einen schwachen Widerstand, oder sie gaben ihn später wieder auf, oder Innocenz beseitigte ihre schüchternen Versuche gleich von vorn herein mit einer so monarchischen Festigkeit, daß er das einzige und höchste Princip des kirchlichen Lebens blieb, in dem die sämmtlichen Mitglieder sich theils freiwillig verloren, theils mit berichtigtem Selbstbewußtsein wieder fanden.*) Diese Allgegewalt war keine Tyrannei des priesterlichen Egoismus, sondern der volle, in einem großen Moment zusammengedrängte Ertrag seiner öffentlichen Wirksamkeit, die Bischöfe hatten den Gehorsam gegen den Papst von den Königen und Fürsten gelernt, die Kirche stand unter seiner glorreichen Leitung wirklich wie ein unerschütterlicher Fels da, was Wunder, wenn Innocenz dem heiligen Petrus jetzt stärker auf die Schultern klopfte, als es bisher geschehen war, und seine vom Glück und Verdienst gekrönte Nachfolgerschaft mit stummer Bewunderung, mit ungeschmälerter Hingebung anerkannt wurde? Auch stimmten die Decrete des Papstes in allen Hauptpunkten so vollkommen mit dem hierarchischen System zusammen, wie es allmählig ausgeboren worden war, daß gründlicher Widerspruch beinahe zu den unmöglichen Dingen gehörte.

Die Bischöfe der gesammten Christenheit waren durch ein päpstliches Rundschreiben vom 20.

---

*) Spittler sagt darüber in seiner sarkastischen Weise: „Innocenz hielt es nicht der Mühe werth, Vota anzuhören, die Anwesenden mußten wie weißes Papier unterschreiben.“

April 1213 zu der besagten Lateransynode eingeladen worden, sie sollte am ersten November 1215 ihren Anfang nehmen, was denn auch geschah. Es waren nicht weniger als 112 Bischöfe zugegen, unter ihnen auch die Patriarchen von Konstantinopel und Jerusalem, außerdem 77 Erzbischöfe, eine Anzahl von Aebten und Mönchen, fast doppelt so groß, als die vorbezeichneten Reihen des hohen Klerus, endlich, außer den Abgeordneten der Patriarchen von Antiochien und Alexandrien, auch die Gesandten der angesehensten christlichen Höfe; gleich am ersten Tage wurde ein Bischof in dem auf- und niederwogenden Gedränge erdrückt. Die Eröffnungsrede des Papstes zeichnete vorzüglich zwei Gegenstände als die eigentlichen Angeln der Versammlung aus, der eine betraf die Befreiung des gelobten Landes, der andere die Verbesserung der Kirche, welche letztere er namentlich den Bischöfen überaus ernstlich an's Herz legte. Verstrickt in weltliche Händel und zunächst mit der Vergrößerung der päpstlichen Macht beschäftigt, hatte Innocenz nicht Zeit genug übrig behalten, den herrschenden Uebeln, Mängeln und Mißbräuchen, so wenig er sie auch verkannte, mit kräftigen Hebemitteln zu begegnen, vermuthlich sagte auch die psychische Curmethode seinem Geschmack nicht so recht zu, als das chirurgische Abschneiden mit Bann, Interdikt und andern Zwangsmaßregeln, er zog, wie es scheint, die greiflichen, unmittelbar durchbrechenden Wirkungen der Schlüssel Petri den langsamen meistens unsichtbaren Bewegungen vor, welche der unsichere Stoß reinmoralischer Kräfte hervorbringt. Sein Versuch kam zu spät, er endete mit Verfassungsentwürfen, anstatt selbe, wie Gregor, in den Anfang der gemeinschaftlichen Laufbahn hinzustellen. Die Verhandlungen des

Concils, wie sie uns vorliegen, weisen siebzig Verordnungen auf, in den Werken des Innocenz finden sich 72 aufgezeichnet, sie verbreiten sich meistens über neue, wichtige und mehrere wahrhaft wohlthätige Angelegenheiten, z. B. über die Veranstaltung jährlicher Synoden in allen Kirchenprovinzen, über die sorgsamere Pflege der Cathedralschulen, über das Verbot neuer Mönchsorden, über strengere Wachsamkeit gegen pflichtvergessene Geistliche, über die Unvereinbarkeit zweier Pfründen in einer und derselben Hand, über die Verwerflichkeit des Reliquienhandels und über das jedem Eheverlöbniß vor der Einsegnung vorauszuschickende Aufgebot in der Kirche.

Der erste Kanon enthielt ein Glaubensbekenntniß, dessen Nichtannahme den entschiedenen Ketzer stempeln sollte. In Bezug auf das absolut nothwendige Kennzeichen eines wahren Katholiken wurde darauf die Brotverwandlungslehre unter dem Namen der Transsubstantiation für die allgemeine Gültigkeit mit kirchlicher Bestimmtheit festgestellt; sie war schon längst, wie wir anderswo gesehen haben, als ein wesentlicher Artikel in die Summe der echten unzweifelhaften Lehren aufgenommen worden; es scheint jedoch, daß die neuerlichen Ausfälle der Albigenser und Waldenser zur höchstmöglichen Befestigung derselben eine nähere dringende Veranlassung gaben. *)

---

*) Jene verwandtschaftlichen Ketzer sollen gegen die Transsubstantiation vorzüglich den beliebten Einwurf gebraucht haben: Wenn Christi Leib in dem Brote des Abendmahls zu finden wäre, so müßte er schon in den verflossenen zwölf Jahrhunderten aufgezehrt worden sein, gesetzt, daß dieser Leib auch so groß gewesen wäre, als das Alpengebirge.

„Es ist nur eine allgemeine Kirche der Gläubigen, — so besagt eine dem Artikel von der Transsubstantiation vorausgehende Bemerkung — außerhalb welcher schlechterdings kein Mensch selig werden kann. In dieser ist Jesus Christus selbst der Priester und das Opfer; sein Leib und Blut sind in dem Sakrament des Altars unter den Gestalten des Brots und Weins wahrhaftig enthalten, indem das Brot in den Leib und der Wein in das Blut durch göttliche Macht transsubstantiirt worden, damit wir zur Bewirkung des Geheimnisses der Vereinigung selbst von dem Seinigen empfangen, was er selbst von dem Unsrigen empfangen hat. Und dieses Sakrament kann Niemand vollbringen, als der Priester, welcher regelmäßig ordinirt ist, laut der Schlüssel der Kirche, die Jesus Christus selbst den Aposteln und ihren Nachfolgern übergeben hat."

Ueber das Beichtwesen und dessen Abänderungen sind früher die nöthigsten Andeutungen vorgekommen, sie können der Kürze wegen nicht bis auf den gegenwärtigen Zeitpunkt verfolgt werden, sonst würde sich daraus unwidersprechlich ergeben, daß Innocenz durch die Verordnung der sogenannten Ohrenbeichte das bisherige Verfahren bloß kräftigte, keineswegs aber als ihr Urheber oder Erfinder anzusehen ist. Die deshalb erlassene Verfügung lautet folgendermaßen: „Jeder Gläubige beiderlei Geschlechts soll, sobald er zu den Jahren der Ueberlegung gekommen ist, alle seine Sünden allein, getreulich, wenigstens einmal des Jahres, einem eigenen Priester beichten und nach Vermögen die ihm auferlegte Buße zu erfüllen suchen, indem er ehrfurchtsvoll, wenigstens am Osterfest, das Sakrament des Abendmahls empfängt, wofern er nicht unter vorhergegangener Berathung

des eigenen Priesters glaubt, den heiligen Genuß wegen einer gültigen Ursache auf einige Zeit aussetzen zu müssen; sonst soll ihm während seines Lebens der Zutritt zur Kirche verboten und im Tode ein christliches Begräbniß versagt sein. Für den Fall aber, daß jemand einem andern Priester aus billigem Grunde seine Sünden beichten will, muß derselbe zuvor von seinem eigenen Priester die Erlaubniß dazu erbitten und erhalten, da ihn sonst jener nicht binden oder lösen kann."

Eben so wenig darf Innocenz als der vermeinte Schöpfer des grauenhaften Inquisitionswesens dem Hasse und Fluche der Nachwelt überliefert werden; zwar traf er gegen die in Frankreich aufstrebenden Massen von Ketzern außerordentliche Anstalten, weil ihm das niederzukämpfende Unheil eben auch außerordentlich schien, worüber er nach dem Geiste seiner Zeit vor dem Richterstuhle der gekränkten und theilnehmenden Menschheit zur Verantwortung gezogen werden mag; zwar schärfte er in Folge betrübter und gehäufter Erfahrungen durch eine besondere Verfügung der in Rede stehenden Lateransynode die Strafmaßregeln gegen überwiesene, erklärte oder verdächtige Ketzer, indem er sie von den empfindlichsten Seiten zu fassen suchte; allein seine Handlungsweise war doch, genau genommen, keine eigentliche Neuerung, sie hing mit den herrschenden Grundsätzen unmittelbar zusammen, floß aus dem Drange der Umstände und wie sehr sie auch das natürliche Gefühl empört, so ist Innocenz darum doch kein Ungeheuer ausstudirter Grausamkeit zu nennen, sondern nur eins von den beklagenswerthen Werkzeugen, welchen die Blindheit unsers Geschlechts, eben da, wo sie heller zu sehen glaubt, Waffen darreicht, zum gemeinschaftlichen Wehe

der verfolgenden und der verfolgten Partei; Gregor IX. hat den Organisationsplan einer abgeschlossenen Inquisition ungleich schroffer ausgeführt, als Innocenz; soll schlechterdings ein einzelner Papst die langsam aufgehäufte Schuld der Vorzeit allein tragen, so muß dieser wohl unbedenklich zunächst einstehen.

Die mehrmals erwähnte Lateransynode läßt sich nach Innocenzens Sinne und Willen folgendermaßen gegen die Ketzer aus: Wir entfremden der Kirchengemeinschaft und belegen mit dem Bann alle Ketzerei, welche sich gegen den heiligen, allgemeinen, näher erörterten Glauben auflehnt, und verdammen jede Art derselben, unter welchem Namen sie auch vorkommt, denn sie zeigen zwar verschiedene Gesichter, haben aber zusammengebundene Schwänze, vereinigt durch die Eitelkeit.

Die Verurtheilten sollen der weltlichen Obrigkeit oder deren Dienern zur verdienten Bestrafung übergeben werden, die Geistlichen nach Entziehung ihres Grades, die Laien mit Verlust ihrer Güter; die Geistlichen sollen an den Kirchen, von welchen sie ihre Einkünfte zogen, aufgehängt werden.

Findet man jemand bloß der Ketzerei verdächtig, so soll er, wenn er nicht nach den Verhältnissen des Verdachts und nach der Eigenschaft der Person seine Unschuld durch eine angemessene Reinigung wird dargelegt haben, mit dem Schwerdte des Bannes geschlagen und bis zur erforderlichen Genugthuung von jedermann gemieden werden; bleibt er ein Jahr im Bann, so soll er alsdann als ein Ketzer verdammt werden.

Die weltliche Macht soll erinnert, aufgefordert und nöthigenfalls durch Kirchenstrafen angetrieben werden, alle ihre Pflichten zu erfüllen; sie

soll, wenn sie für gläubig gelten will, öffentlich einen Eid für die Erhaltung des Glaubens ablegen, besonders in der Beziehung, daß sie aus den Ländern ihres Gebiets alle von der Kirche bezeichnete Ketzer redlich und nach ihren Kräften vertilgen wolle. Wenn also jemand zu einer geistlichen oder weltlichen Stelle gelangt, so sei er gehalten, diesen Punkt zu beschwören.

Wenn aber ein weltlicher Herr auf Ansuchen der Kirche sein Gebiet nicht von dem ketzerischen Unrathe reinigen wollte, so soll er durch den Metropolitan und dessen Unterbischöfe mit den Fesseln der Kirchenausschließung gebunden werden. Und will er innerhalb eines Jahres nicht Genugthuung leisten, so soll deshalb eine Anzeige an den Papst ergehen, damit er die Lehnsleute des Ungehorsamen vom Eide der Treue losspreche und sein Land den echtkatholischen Christen preisgebe, die es dann von den Ketzern säubern, ohne Widerrede besetzen und in der Reinheit des Glaubens erhalten sollen, ohne des Oberherren Rechte dadurch anzutasten, wofern dieser nicht selbst Hindernisse in den Weg legt. Doch gilt auch dieses Gesetz von denen, welche keine Oberherren haben.

Zuletzt wird in der besagten Verfügung jedem, der das Kreuz gegen die Ketzer nimmt, dieselbe Begünstigung wie dem Kreuzfahrer gegen die Saracenen zugesichert, dagegen der mittelbare oder unmittelbare Beschützer jedes Ketzers mit dem Bann bedroht; leistet ein solcher nicht innerhalb eines Jahres Genugthuung, so soll er ehrlos sein, unfähig, ein Vermächtniß anzutreten oder zu machen und untüchtig zu allen Befugnissen seines Amts.

Allerdings waren diese streng berechneten und verwahrten Maßregeln ein starker Fortschritt zu

dem letzten Ziele der Inquisition; da ferner auch die spätern Anstrengungen der Päpste, insofern sie die Straf- und Warnungsmittel Innocenzens noch überboten, doch auch zugleich auf seinen Vorgang nur weiter bauten, so ist der genaue Anfangspunkt der Inquisition kaum mit chronologischer Bestimmtheit auszumitteln; sucht man ihre Einführung bloß, oder wenigstens der Hauptsache nach in dem engern, durchdachten Zusammenhange der versuchten Zwangs- und Unterdrückungsanstalten, so kann ziemlich Innocenz als Begründer des scheuslichen Tribunals betrachtet werden, dessen Wiedererweckung, so sehr man sie auch verfeinern mag, die Phantasie unserer Tage schon durch den bloßen Namen auf die Folter der furchtbarsten Erinnerungen spannt, immer aber muß man auch bei dieser Annahme die Einschränkung hinzufügen, daß er dem grausamen Experimente, welches ja schon mit den Priscillianisten und Donatisten angestellt worden war und selbst nach dem Verlaufe von Jahrhunderten bei der Verbrennung Servats an einem der Reformatoren, an dem gefeierten Calvin, einen warmen Verfechter fand, doch nur nach den traurigen Aufforderungen einer zweispaltigen Zeit einen wirksameren Apparat zuordnete.

Die Lateransynode war schon in ihrer glänzenden Zusammensetzung und eben so sehr durch die gebietende Machtvollkommenheit Innocenzens die anschaulichste Entfaltung der römischen, allseitig durchgebildeten Hierarchie; dem gegenwärtigen Papste genügte die thatsächliche Anerkennung seines Supremats nicht, er deckte ihn für Gegenwart und Zukunft noch durch besondere Verordnungen auf, der unmittelbaren Gewalt sollte überdieß auch das Gesetz als zurechtweisende Norm

gegenüber stehen. Den Sitz des Petrus erklärte er demnach über alle mögliche Vergleichung hinaus für den obersten und einzigen Behälter des christlichen Ganzen, dem Stuhle von Konstantinopel, seit der Herrschaft der lateinischen Kaiser mehr ein Schemel als ein Nebenbuhler des Papstthums, wies er den ersten Platz an, damit es dem Diener nie einfallen möge, die Schranken der Trennung zwischen seinem Herrn zu verkennen, der Stuhl von Alexandrien erhielt den zweiten Rang, der antiochische den dritten, der zu Jerusalem den vierten. Obenhin betrachtet widersprach diese Subordination keineswegs seinen frühern Concilienbeschlüssen, dem aufmerksameren Beobachter entgeht aber darüber nicht die canonische Cautelarweisheit, mit welcher Innocenz die besagte Gliederung jener entschiedensten Vollendung der römischen Kirchenhoheit anlegte. Mehrere andere Verfügungen führten das angeordnete System der Einheit in der Vielheit nur weiter aus.

Neben den streng kirchlichen Geschäften wurden auch einige politische abgemacht, die päpstliche Macht bekam dadurch eine erwünschte Veranlassung, die weltliche unter dem Schilde der Glaubensvertheidigung immer mehr in ihr Bereich hinüber zu ziehen, die Eroberung schien im Auftrage und zu Ehren Gottes zu geschehen. Innocenz nahm die Sache vermuthlich nach seiner besten Ueberzeugung ganz ernsthaft; die menschliche Schwachheit, sitze sie auf dem Throne oder liege sie demselben zu Füßen, bezweifelt nicht gern Sätze, die ihr Stärke versprechen, Ungefähr nach demselben Rechte, mit welchem einst die Israeliten als Auserwählte Gottes die Herrschaft über Kanaan verlangten, sprach Innocenz, was er schon früher gethan hatte, dem Grafen Raimund von Tou-

louse als einem offenen Beschützer oder heimlichen Busenfreund der albigensischen Ketzer sein Land ab und übertrug es, ein und das andere Stück abgerechnet, dem blut- und beutegierigen Kriegsmanne der Kirche, dem Grafen Simon von Montfort, einem Vormanne des Herzogs Alba, wenn es erlaubt ist, aus weit geschiedenen Jahrhunderten persönliche Aehnlichkeiten zusammenzustellen. Wenn außer der Kirche kein Heil ist, mochte Innocenz schließen, so bringt es die Pflicht eines wachsamen Papstes mit sich, wankende, abgefallene Christen auch wider ihren Willen glücklich zu machen, nur war die verirrte Heerde für das Wohl ihrer Seele sicherer unter dem Pferch Simons, als unter der lockern Winde Raimunds, folglich mußte der Oberhirt der Christenheit die Hüter wechseln. Indem er den Grafen von Montfort bei der Gelegenheit für seinen Vasallen erklärte, gerieth er auf eine Erzgrube, die in der Folge durch Nachahmung des gegebenen Beispiels weit ergiebiger werden konnte, als sie es für den Augenblick war; nur schlimm, daß der Stickstoff der Ketzerei den priesterlichen Bergleuten bei jedem Funde den Athem versetzte und der fortgehende Gewinn mit Lebensgefahr drohte. Darum baute Innocenz der Wiederkehr ähnlicher Fälle wahrscheinlich so kräftig vor, schwerlich leitete ihn dabei zunächst Herrschsucht, dafür war der Gegenstand zu klein und nach der Demüthigung Johanns von England die Bestrafung des Grafen Raimund ein bloßes Spiel. Geht man in jenen Gesichtspunkt ein, so muß man die vorschauende Klugheit Innocenzens ehren, wenn man auch seine Handlungsweise nicht billigen kann, und selbst seine Klugheit scheint nichtig, gegen die neue Bahn ge-

halten, welche die religiöse Entwickelung des Menschengeschlechts späterhin mit unwiderstehlicher Kraft einschlug. Daß die Albigenser und Waldenser gewissermaßen für die geistigen Ahnen der Protestanten gelten können, wird hier deshalb bemerkt, weil dadurch auf das Verfahren des Papstes ein ganz eigenes Licht fällt; ist es doch beinahe, als hätte er geahnet, von welcher Seite den Schwellen des Petrus die größte Erschütterung bevorstehe. Das Auftreten der Bettelmönche, von denen bald anderswo gesprochen werden soll, ist auch eins von den Vorzeichen einer schwülen Luft; Innocenz erkannte noch auf der Lateransynode wo er die Gründung neuer Mönchsorden mit gutem Vorbedacht verboten hatte, die Brauchbarkeit des neuen, originellen Geschlechts, empfahl es durch wohlwollende Aufnahme seinen Nachfolgern, wollte es aber doch nicht förmlich für den Dienst der Kirche adoptiren. Sein Verhalten ist ein unwiderleglicher Beweis seiner tiefen Zeit- und Menschenkenntniß; der Januskopf zeigt zwei Gesichter, am Haupte des Innocenz lassen sich mit den Augen und nach der Sprache der Mythologie drei unterscheiden, für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Die diktatorische Leitung der Lateransynode war der letzte große Akt im Pontifikate Innocenzens; als er im folgenden Jahre (1216) eine Reise nach Pisa unternahm, um diese Republik mit ihrer mächtigen Nebenbuhlerin Genua auszusöhnen, starb er bei seiner Ankunft in Perugia unter den Angriffen eines heftigen Fiebers, am 16. Julius, nach einer in den Annalen der Papstherrschaft unvergleichlichen Regierung von achtzehn Jahren, sechs Monaten und neun Tagen. Er, dessen Leben fast ein ununterbrochener Kampf

gewesen war, schied über einem Werke des Friedens dahin, in einem mäßigen Alter, im vollen Gebrauche seiner seltenen Kräfte, auf dem Gipfel des Ruhmes und des Glücks, als der Vollender des wunderbaren Baues, dem er in und nach demselben Maaße, nur mit andern Mitteln, die Kuppel aufsetzte, wie Gregor VII. auf dem Felsen des Petrus die vorgefundenen Säulen in stolzern Reihen und kühnern Massen zum nahen Abschluß des Ganzen in einander gefügt hatte. Wie Gregor die Fülle des theokratischen Genies darstellt, mit einem Hauche von Begeisterung, so Innocenz den Inbegriff des theokratischen Talents, mit allen Künsten und Reizen des Verstandes; eine durchgeführte Parallele zwischen beiden Päpsten hat hier nicht Raum; so einzig jeder in seiner Art ist, so stehen sie doch durch die Gemeinschaft ihres Strebens in der innigsten Berührung und es können Zweifel entstehen, ob die außerordentliche Kraft des Erstern oder die außerordentliche Geschicklichkeit des Andern mehr Bewunderung verdient. Innocenz hatte es meistens mit schwachen Fürsten zu thun, das Glück begünstigte ihn vielfältig, auch ist es leichter, einen sichern Weg zu verfolgen, als zu finden. Diese äußeren Hülfsmittel werfen keinen Schatten auf ihn, sind aber deshalb in Anschlag zu bringen, damit das Verdienst seiner Thätigkeit nicht überschätzt werde.

Dürfte man von dem Geiste seines öffentlichen Wirkens und von der Art und Weise, wie er dasselbe durch Gründe unterstützt, mit einiger Sicherheit auf seinen literarischen Charakter schließen, so müßte er auch von dieser Seite mächtig über seine Zeit hervorragen. Seine Briefe übertreffen an Bedeutsamkeit seine gelehrten Werke, insofern sie der Spiegel seines päpstlichen Den-

kens und Handelns sind, mehrere derselben sind aus diesem Grunde, wo nicht ganz, doch in Bruchstücken den Dekretalen eingefügt worden. Man hat ihm häufig nachgerühmt, er sei als Canonist und Theolog gleich groß gewesen; ohne diese Behauptung seiner unumschränkten Bewunderer für jetzt näher prüfen zu wollen und zu können, scheint es denn doch, als liege das Uebergewicht auf der Seite seiner canonistischen Virtuosität. Sie zeichnet sich mehr durch die Kette der fein verschlungenen, neu versuchten oder eingeführten Argumente als durch einzelne Grundsätze aus; zuweilen arbeitete er auch wohl, wie in der berühmten Deliberation über die drei Erwählten, seinem Zweck unter der Miene der Parteilosigkeit durch offene, nachdrückliche Beleuchtung der streitenden Ansichten entgegen, und verstärkte dadurch nur noch mehr den günstigen Eindruck seiner eigentlichen letzten Absicht. Er soll indessen auch einige ihm eigenthümliche canonistische Ideen aufgestellt haben.*)

Dahin will man die schon anderswo berührte Vergleichung der weltlichen und geistlichen Macht mit dem Monde und der Sonne rechnen: „das erstere Licht habe Gott am Himmel gesetzt zum

*) So behauptet Spittler in seiner Geschichte des Papstthums (S. 176 und 177), ein vortrefflicher Geschichtforscher mit den Blicken eines Argus, ginge er nur nicht in dem bezeichneten Buche so auffallend den polemischen Erschütterungen des Zwerchfells nach, daß man mitunter nicht weiß, ob er in satyrischem Scherze oder mit historischem Ernste redet. Seine Geschichte des Papstthums ist aus Collegienheften nachgedruckt worden; den Studenten muß das Anschlagen des burschikosen Tons eine hohe Unterhaltung gewährt haben.

Gefährten der Nacht, das andere zum Beherrscher des Tages. Darin drücke sich sichtbar der Finger der göttlichen Weltregierung ab.“ Er schloß weiter fort: „Nicht nur ist der Mond ein dunkler Körper, sondern je näher er der Sonne kommt, desto mehr verdunkelt er sich gleichsam in den Strahlen der Sonne, so daß er zuletzt nicht sichtbar wird. Also je näher die weltliche Macht der geistlichen kommt, desto weniger solle sie billig gelten, sondern gleichsam in den Strahlen der päpstlichen Macht zerfließen.“ Für eine canonistische Idee ist die bildliche Vorstellungsweise nicht zu schwach, auch dürfte es die Frage sein, ob die ursprüngliche Erfindung Innocenzen zugehört, die Nutzanwendung verräth desto mehr den geübten Meister. Nicht dieses einzelne Gleichniß, sondern überhaupt die figürliche, oft mystische Art und Weise, wie er seine päpstlichen Gedanken einkleidet, bezeichnet Innocenzens Originalität; in dieser Beziehung steht er über oder unter Gregor dem VII., je nachdem man die Kunst der systematisch abgeschliffenen Rede oder der kühnen auf sich selbst vertrauenden That höher oder niedriger stellt.

„Noch durch eine andere Wendung, fährt der angeführte Schriftsteller fort, erweiterte Innocenz das canonische Recht durch die bekannte Seelenbräutigamsidee: die Kirche als Braut des Bischofs.“ Man spielte damit oft, glaubte aber nicht, daß sich ein canonistischer Gebrauch davon machen lasse. Als mustergiltiger Schriftausleger, als der Mund der Kirche, deren Sache es ist, über die wahren Schrifterklärungen zu urtheilen (cujus est, judicare de interpretatione sanctae scripturae nach dem Concil. Trident.), entdeckte Innocenz folgende exegetische Beweiskette: „Wenn

ein Geistlicher von seiner Kirche wegkommt, kommt er von seiner Frau hinweg. Nun ist alles Trennen der Ehe (Divortium) unerlaubt. Dieß also ist eine größere Sache, die Gott allein sich vorbehält, aber die zu entscheiden er allein seinem unmittelbaren Statthalter auf Erden Macht gegeben hat. Wenn also ein Bischof seine Kirche verlassen will, kann es nicht anders geschehen als unter der Aufsicht des Papstes. Der abentheuerlichste Einfall! Aber die bedeutendsten Folgen für Staat und Kirche hatte das scharfsinnig scheinende quid pro quo solcher Allegorien. (Lauter Argumentationen aus Gleichnissen! wie in der Naturphilosophie)."

Ein Spötter hätte Innocenzen diese Schlußweise leicht zu Wasser machen können durch die Entgegnung: da ein Priester nicht heirathen dürfe, so bleibe die Kirche für ihn nothwendigerweise zur Ehrenrettung der keuschen Bildersprache eine unberührte Braut und dürfe schlechterdings auch unter der inbrünstigsten Umarmung nicht zur Frau werden; eine Ehescheidung sei folglich an und für sich unmöglich, sie setze (horribile dictu) ein geheimes Stuprum voraus. Innocenz würde mit dem Begriffe der Verlobung ungefähr eben so weit gereicht haben, als mit dem Gedanken der Ehe, in jenem wie in diesem Falle konnte sich der Papst mit ziemlich gleicher Befugniß als Zwischenperson eindrängen. Die Vulgata übersetzt bekanntlich (Ephes. 5, 32.) das griechische Wort μυστηριον, dort angewendet auf das eheliche Verhältniß der Gatten in sinnbildlicher Beziehung zu der heiligen Vereinigung des Erlösers mit seiner Kirche durch sacramentum; daran hängt einer von den Gründen, aus welchen sich nach und nach im katholischen Lehrbegriff die Ehe zu einem Sakra-

ment umgebildet hat. Daß Innocenz bei der Translation der Bischöfe jene Bibelstelle einzumischen verstand, daß er das päpstliche Supremat überhaupt, so viel, als möglich, unmittelbar mit der Urkunde des christlichen Glaubens zu verknüpfen suchte, ist ein weit größerer Beweis seiner geistigen Spürkraft, als die ihm eigenthümliche Ausführung des glücklichen Gedankens. Dieser sah nicht einmal wie eine Erfindung aus, glich vielmehr dem Aufgraben eines verborgenen Schatzes, bei dessen Hebung man sich wundern mochte, daß er so lange unentdeckt geblieben sei; eben in dem Talente der ungesuchten, mit der allgemeinen Denkweise übereinstimmenden Anpassung spiegelt sich Innocenzens kanonistische Ueberlegenheit. Die Versetzung eines Bischofs von einer Kirche zu der andern war allerdings eine von den größern Angelegenheiten (causis maioribus), über welche dem Papste nach längst gangbaren Begriffen die höchste Entscheidung zustand, Innocenz verfuhr also auch in dieser Hinsicht ganz consequent, er folgte einer Maxime und keinem bloßen Einfalle.

„Die dritte wichtige unter seinen kanonischen Ideen ist die sogenannte Dominicatio evangelica. Dieß ist eine für den Papst nützliche Anwendung von dem Spruch (Matth. 18, 15—17.). Wenn ein Paar Christen Streit mit einander hätten und nicht einig werden könnten, solle es der beleidigte Theil der Gemeinde anzeigen. Alle Gemeinden repräsentire die Päpstlichkeit; also alle Streitigkeiten, wenn sie nicht ausgemacht werden können, gehören vor den Papst. Auch sind keine Streitigkeiten unter Königen, wo nicht einer oder der andere sündigt, also kein Krieg, wo nicht die ganze Sache vor den Papst gehörte."

In dieser Deduction sind besonders zwei

Hauptpunkte zu bemerken, in denen man den ganzen Innocenz vom Wirbel bis zu den Zehen erkennt, die Gewandtheit, mit welcher er, gerade wie auf der Lateransynode, die Gemeine oder den Gesammtverein der christlichen Kirche, mit andern Worten, eine komplexe Größe durch eine reinpersönliche, das heißt, durch die Idee des Papstes auszudrücken strebte: ließen sich die Partikularpatriarchen und höhern Geistlichen die gewagte Substitution gefallen, so war für Erweiterung des Papstthums ein ungeheurer Schritt gethan. Er stand gewissermaßen an seinem letzten Ziele, wenn zugleich die zweite ausgesprochene Absicht durchging, die Sünden der Völker und Fürsten dem römischen Friedensgerichte zu unterwerfen; viele Jahrhunderte hindurch war der römische Stuhl bloß das erste Forum für die Sache der Rechtgläubigkeit und kirchlichen Ordnung gewesen, unter beiden Titeln ließ sich nebenher noch viel Anderes gelegentlich abmachen; zur Vollendung der päpstlichen Herrschaft fehlte nur noch die Verantwortlichkeit der Großen in streitigen Staatsangelegenheiten; Innocenz bemerkte die Lücke und wollte ergänzen, was Gregor vorbereitet hatte. Die Art und Weise, wie er das System des Papstthums bis zu den äußersten Enden ausspann, beweist die Tiefe seines kühnen, plastischen Vermögens, deckt aber auch den Abgrund auf, an welchen er unvermerkt seine schwachen Nachfolger und die Könige hindrängte. Je überraschender die Folgerungen waren, die er zu ziehen wußte, desto nothwendiger wurde die Prüfung der versteckten Prämissen."

Die schriftstellerischen Werke des Innocenz sollen seinen Briefen an Bedeutung nachstehen, er hat unter andern über die Mysterien der Messe

in sechs Büchern, ferner Commentarien zu den sieben Bußpsalmen, Predigten und auch über das menschliche Elend*) geschrieben; das letztere Werk mag das interessanteste sein, erfreute sich auch eines besondern Beifalls.

Der größte Flecken in seinem Charakter dürfte ungemessene Herrschsucht sein, der gewöhnliche Fehler starker, außerordentlicher Naturen, die über ihr Zeitalter hervorragen. Man hat ihn auch des Geizes beschuldigt, von andern Seiten wird seine Mildthätigkeit gegen Arme, seine ökonomische Sorgfalt für die Bedürfnisse der Kirche, seine freigebige Theilnahme an der Beförderung des Kreuzzuges gerühmt; auch das römische Hospital zum heiligen Geist war sein Werk; er brauchte das Geld zu einem Hebel seiner Regierung und war, wie es scheint, eben nicht so sehr delikat in den Mitteln, es aufzutreiben. Oeffentlichen Glanz und eine ausgesuchte Tafel soll er gemieden haben; im vollen Besitze der Macht hielt er es für klein und unklug, selbe prunkend auszustellen, und der Kitzel des Gaumens konnte denjenigen nicht reizen, für welchen die Demüthigung der Fürsten Leckerbissen war. Sein Andenken blieb nicht verschont von der Zunge übler Gerüchte; schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts kam die Meinung in Umlauf, daß er der heiligen Lutgardis bald nach seinem Tode zur Strafe für seine Sünden in Flammengluth erschienen sei; das frömmere Gefühl konnte ihm sein gewaltthätiges Eingreifen nicht verzeihen und kleidete den stillen Tadel in die Form einer Vision.

*) De contemtu mundi seu miseria hominis libri tres oder de miseria humanae conditionis lautet der Titel.

Der höchste Schwung der Herrschaft und ihr geheimer Verfall gränzen in der Regel nahe zusammen, jede Bewegung, die nicht weiter vordringt, schreitet auch unter scheinbarem Stillstande zurück, diese oft gemachte Beobachtung bestätigt auch das Pontifikat des Innocenz. Eine ganze Reihe von Päpsten, wie er selbst, war nothwendig, um den apostolischen Stuhl unverrückt auf dem erreichten Punkte zu erhalten; dazu gehörten ferner schwache, werthlose Könige, die ihre Krone, wie Johann ohne Land, schänden ließen, nicht aber Herrscher von dem Geistes- und Thatendrange Friedrichs II.; endlich stieg auch schon in dem stärkern Ausbruche der Ketzereien, selbst unter Innocenz, ein gefährliches Zwielicht auf, das die Ankunft eines neuen Zeitabschnitts weissagte.

Eine von den Hauptwaffen des Innocenz bestand in der geschickten Handhabung des Interdikts, durch welches er besonders seinen Sieg über England errungen hat; es war ein in Masse organisirter Angriff, darin von dem Bann unterschieden, daß er nicht gegen Einzelne, sondern gegen Länder und Völker gerichtet wurde. Das Interdikt machte allem öffentlichen Gottesdienst ein Ende, die Altäre wurden entschmückt, die Kreuze, die Bilder der Heiligen, die Glocken herunter genommen und bedeckt auf den Boden gelegt; die Leichen bestattete man still in ungeweihten Boden, die Heirathen vollzog man auf Kirchhöfen; jedes öffentliche Vergnügen war eingestellt, sogar das Fleischessen verboten; Niemand durfte den Andern grüßen, niemand sich den Bart scheeren. Das Interdikt verwandelte mithin das von ihm getroffene Land in den Acker eines allgemeinen Fluchs, ohne Unterscheidung der Schuldigen oder Unschuldigen; die gesammte Bevölkerung mußte büßen

für den Einen Sünder oder die einzelnen Sünderhaufen in ihrer Mitte; damit war denn der öffentliche Unwille, und galt er einem Fürsten, der allgemeine Abfall von dem Urheber so vielfacher, gefürchteter Strafen im Wege einer fast unfehlbaren Reaktion eingeleitet. Der Mißbrauch des Interdikts lehrte endlich in der Folge seine gewaltigen Schrecken.

Den Streitigkeiten der kirchlichen Personen widmete Innocenz eine musterhafte Aufmerksamkeit. Die Bittenden konnten sich ihm persönlich nahen; dreimal in der Woche hielt er einen großen Kirchenrath. Sein prüfender Kennerblick, eindringend bis in alle Nebenumstände, seine unbestechliche Gerechtigkeitsliebe, verbunden mit dem gründlichsten Ernste, sichern dem gefällten Urtheile einen klassischen Werth zu.

Honorius III. (1216—1227).

Schon am dritten Tage nach Innocenzens Tode (am 18. Julius) wählten die in Perugia anwesenden Kardinäle den Kardinalpriester Cencius zum Papste, einen gebornen Römer, dem alten und berühmten Geschlechte der Savelli angehörig; er nannte sich nach seiner Erhebung Honorius III.; seine Weihe fiel auf den 24. Julius. Er hatte mehrere Aemter mit dem Ruhme der Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit verwaltet; man glaubte in ihm keinen unwürdigen Nachfolger Innocenzens zu erblicken; er rang dem bewunderten Muster auch in der That

mit dem eifrigsten Bemühen nach, ohne es jedoch erreichen zu können, nicht unähnlich jenen Uebersetzern, die den Sinn eines großen Originals durch sklavische Treue wider Wissen und Willen verfälschen. Innocenz hatte noch in seinen letzten Tagen die Sache eines Kreuzzuges mit unermüdeter Thätigkeit betrieben. Honorius zeichnete den Antritt seiner Regierung durch dasselbe Bestreben aus; das Schreiben, worin er den christlichen Mächten seine Erhebung meldete, enthielt zugleich einen Aufruf, dem tiefen Verfall der christlichen Angelegenheiten im Morgenlande durch schnelle und kräftige Vereinigung der Waffen wieder aufzuhelfen. Die Beförderung eines Kreuzzuges mußte jedem Papste am Herzen liegen, der sich auf das Interesse der Kirche und sein eigenes verstand; die Tiare schwebte dabei sichtbar über dem Scepter der Könige empor, sie flog, so zu sagen, dem Kreuze des Erlösers zu, um sich mit erhöhtem Glanze wieder auf das Haupt seines Statthalters zurückzusenken. Kam ein solches Unternehmen zu Stande, so konnte Rom unterdessen sein Gewicht desto freier und sicherer in die Wageschale der europäischen Politik legen, was Honorius der Welt später nur zu deutlich durch sein Verfahren gegen Friedrich II. bewies. Das Feuer für die Befreiung des gelobten Landes war ferner durch erlittenes Mißgeschick, durch energische Unruhen und den abgestumpften Reiz des Neuen, Außerordentlichen merklich erloschen, um so mehr hielten es die Päpste für nöthig, mit frisch angezündeter Fackel den Fürsten und Völkern auf dem Wege des vermeinten Heils voranzuleuchten, endlich gehörte diese Art von heiliger Geschäftigkeit gleichsam seit längerer Zeit zu den stehenden Artikeln, die kein Papst aus der Acht lassen durfte,

der seinem Namen und Pontifikate Ehre machen wollte. Die Gründung des lateinischen Kaiserthums zu Constantinopel zog außerdem die Blicke der römischen Herrscher unwillkürlich in die Ferne und schmeichelte ihnen noch weit glänzendere Eroberungen vor; schon die Freude, welche Honorius bald nach dem Antritte seiner Regierung bei der persönlich nachgesuchten Krönung des Kaisers von Constantinopel empfand, stärkte unfehlbar das Verlangen nach ähnlichen Genüssen.

Einen solchen führte das Glück dem gegenwärtigen Papste noch von einer andern Seite ganz von selbst zu; Johann, König von England, hatte kurz vor seinem Tode die hülflose Jugend des erst neunjährigen Thronerbens, Heinrichs III., dem apostolischen Stuhle als oberlehnsherrliche Behörde eben so demüthig als dringend anempfohlen, mit allen Zeichen reuiger Zerknirschung; der väterliche Wunsch ging bald darauf an dem Sohne in Erfüllung, der päpstliche Legat führte ihn zum Altare der Hauptkirche von Glocester, nahm ihm gegen das feierlich beschworene Versprechen der vollkommensten Ergebenheit gegen die römische Kirche und deren Verweser den Lehnseid ab, nebst der endlichen Versicherung, für den ihm überlassenen Besitz von England und Irland jährlich tausend Mark zu zahlen und befestigte so durch das angezogene Band der vasallenmäßigen Abhängigkeit unter Mitwirkung mehrerer Bischöfe und Großen den wankenden Thron. Jede festgewurzelte Meinung, sei sie wahr oder irrig, bietet einen Haltungspunkt dar, der nach den Umständen bald zu einer Last, bald zu einer Wohlthat wird. Ueber die Insel Man, eine Nachbarin der englischen Seeküste herrschte damals Reginald unter dem Titel eines Königs

oder Fürsten; aus Besorgniß, England möchte gar bald Lust bekommen, das kleine Eiland mit dem gebieterischen Dreizacke Neptuns an sich zu ziehen, unterwarf er dasselbe, unter den hergebrachten Formeln frommer Wünsche, ingleichen auf Antrieb des päpstlichen Legaten, dem apostolischen Stuhle, mit dem Anerbieten, für den gehofften und zugesagten Schutz zwölf Mark Sterling zu entrichten. Auf gleiche Weise behauptete Honorius die angestammten und kürzlich erworbenen Rechte des höchsten Priesterthums gegen die abendländischen Könige; mit lebhafter Theilnahme verwandte er sich besonders für die bedrängten Verhältnisse der verwitweten Königin von England. Oft, sehr oft hat das Papstthum dem Königthrone Wunden geschlagen, aber auch eben so oft die Sache der Schwächern gegen die Stärkern mit Muth und Glück vertreten, freilich nicht immer aus reiner Gerechtigkeitsliebe, häufig in der stillen Absicht, das eigene Ansehen gelegentlich durch außerordentliche Dazwischenkunft sicher und, wo möglich, höher zu stellen.

Honorius befand sich als Papst und Nachfolger des Innocenz gegen den Kaiser Friedrich in einer eigenen, gewissermaßen doppelten Lage; sie durchkreuzte sich in ihren beiden Hauptrichtungen und zwar um so verworrener, da Friedrich mit der feinsten List und Gewandheit dieselben Knoten in einander zu schlingen suchte, welche Honorius zu lösen suchte. Kaiser und Papst glichen zwei Schachspielern, die alle ersinnliche Mittel aufbieten, einander ihre Pläne zu verdecken, sie aber dadurch nur desto deutlicher offenbaren. Der eine Punkt betraf die Erhaltung oder Befestigung Friedrichs auf dem Kaiserthrone; der andere die Vollführung eines neuen

Kreuzzuges. Friedrich hatte, um hier noch einmal darauf zurückzukommen, im Angesichte der Welt feierlich versprochen, die Herrschaft über Deutschland gänzlich und für immer von der über Sicilien getrennt zu erhalten, so zwar, daß er selbst auf den Namen eines Königs von Sicilien Verzicht leistete, denselben ausschließend auf seinen Sohn Heinrich beschränkte, aber diesen förmlich von seiner väterlichen Gewalt freisprach, damit die erklärte, vollständige Vereinzelung beider Reiche das Ansehen der Unwiderruflichkeit erhalten möchten. Was er damals unter den stärksten Ausdrücken dankbarer Ergebenheit und vielleicht auch mit der redlichsten Absicht dem gewaltigen, schwer zu täuschenden Innocenz zugesagt hatte, dessen Beistand ihm gegen seinen Mitbewerber Otto sogleich ein bedeutendes Uebergewicht gab, das suchte er nun im Gefühle seiner Kraft durch allerlei Winkelzüge gegen den schwächern Honorius zurückzunehmen, ohne seine veränderten Gesinnungen sogleich öffentlich einzugestehen. Er wiederholte vielmehr auch anfänglich gegen Honorius die gedachte frühere Versicherung und zugleich das bei seiner Krönung zu Aachen abgelegte Gelübde eines Kreuzzuges, dessen Erfüllung er vor der Hand nur noch aussetze, weil seine Gegenwart in Deutschland für den Augenblick dringend nothwendig sei. Friedrich wollte die gutmüthige Leichtgläubigkeit des Papstes kirren, mit dem er es jetzt noch nicht verderben durfte; der Versuch gelang nicht übel. Honorius, voll von Wonnegedanken eines neuen Kreuzzuges, der ihm, wie er meinte, auf einige Zeit den überlästigen Kaiser vom Halse schaffen und den Ruhm eines Wiederherstellers des Königreichs Jerusalem bereiten würde, brachte es durch seine Anstrengungen

bei den deutschen Ständen dahin, daß Friedrich nach dem Tode Otto's (1218) auf der Versammlung zu Herwerden von dem ganzen Reiche als König anerkannt und im folgenden Jahre durch die Zustellung der Reichsinsignien auch förmlich als solcher bestätigt wurde. Auf erneuertes Dringen des Papstes wollte Friedrich bereits im Julius des Jahres 1219 den versprochenen Kreuzzug antreten, dann dehnte er die Frist bis zum September hinaus und hintennach setzte er den neuen abermals verlangten Aufschub mit der Nothwendigkeit der vorherigen Kaiserkrönung in eine geschickte, scheinbar unschuldige Verbindung. Dem Papste gingen die Augen noch immer nicht recht oder ganz auf, vielleicht deshalb nicht, weil er zu viel auf die eigene und zu wenig auf die fremde Klugheit rechnete. Ehe Friedrich die Krönungsreise nach Italien antrat, ließ er seinen Sohn Heinrich in aller Stille nach Deutschland kommen und denselben (1220) zu Frankfurt am Main von den deutschen Ständen zum römischen König wählen. In seinem Schreiben an den Papst häufte er die künstlichsten Wendungen, um den höchst ungelegenen Verdacht zu beseitigen oder doch zu schwächen, als sei jene Wahl das Werk seiner väterlichen Verwendung; die deutschen Fürsten — so sagte er unter andern — hätten ihm nicht erlauben wollen, den nahe bevorstehenden Kreuzzug in Person zu eröffnen, wofern zur Sicherheit des Reichs sein Nachfolger nicht vorher ernannt sei; der Wahl seines Sohnes habe er bloß darum kein Hinderniß in den Weg gelegt, um desto eher freie Hand für Palästina zu gewinnen. Die Vereinigung der deutschen und sicilischen Krone war durch die Krönung Heinrichs zum römischen Könige sattsam ausgesprochen;

Friedrich konnte diesen entscheidenden Punkt, das theuerste Augenmerk seiner nächsten Vorfahren, sowie umgekehrt das schwärzeste Schreckbild so vieler Päpste, unmöglich mit Stillschweigen übergehen, er stellte daher die offene Erklärung aus: „Es sei ferne, daß Sicilien etwas mit dem Reiche gemein habe! Eure Heiligkeit werden es aus unsern Handlungen selbst sehen; die Mutter Kirche soll sich freuen, einen solchen Sohn gezeugt zu haben! Hatte sie noch kein Recht an das sicilianische Reich und sollten wir ohne rechtmäßige Erben dahin scheiden, so wollten wir es doch lieber der Kirche, als dem Reiche vermachen." Um den Papst noch fester in dem enthusiastischen Traume des so oft ihm zugesagten Kreuzzuges einzuwiegen, ließ Friedrich eine Flotte in Italien rüsten, die ihn und sein Heer, wie er vorgab, so bald, als möglich, nach Griechenland tragen sollte. Nachdem Honorius für seine zwei liebsten Wünsche so gewichtige Unterpfänder erhalten hatte, nahm er auch keinen Anstand, Heinrich als römischen König anzuerkennen; übrigens ist es wohl auch noch sehr die Frage, ob Friedrich mit seinen Vorspiegelungen den Papst wirklich hinterging oder ob dieser nicht vielmehr den Schein des Vertrauens bloß annahm, weil er hoffte, den Kaiser unter dieser schlichten Außenseite leichter lenken und zur Zeit auch wohl zügeln zu können.

Im Anfange des Septembers 1220 brach Friedrich nach Italien auf; die Mailänder, geschworne Feinde seines Hauses, versagten ihm den Zutritt, er unterdrückte seinen Unmuth mit der Miene der Gleichgiltigkeit, ließ die übermüthige Stadt mit ihrer eisernen Krone hinter sich liegen, denn eine ungleich glänzendere rief ihn zum Empfange nach Rom. Zwischen dem Papste und

dem Kaiser waren mittlerweile verschiedene Unterhandlungen gepflogen worden, an denen auch die Römer einigen Theil nahmen: sie hatten Honorius (im Jahr 1218) durch aufrührerische Bewegungen zweimal zur Entweichung genöthigt und sich dadurch von Seiten Friedrichs drohende Weisungen zugezogen; auf die Nachricht von seiner baldigen Ankunft wechselten sie Farbe und Sprache mit der ihnen eigenen, obenhin schlüpfenden Höflichkeit, indem sie ihre Kirche, wie sie sich selbst, der Obhut des hohen, noch besonders eingeladenen Gastes empfahlen. Dem Papste schien der Augenblick ganz dazu geeignet zu sein, um das Interesse des apostolischen Stuhles gegen mögliche Eingriffe zu sichern, nebenher die Gesinnungen Friedrichs auf die Probe zu stellen und sich selbst in den Augen der schärfern, mit seiner bisherigen Nachgiebigkeit unzufriedenen Beobachter stärker in die Brust zu werfen. Friedrich mußte nach dem Willen des Papstes verschiedenen ihm vorgelegten Punkten noch vor seiner Krönung vollkommen gesetzliche Kraft ertheilen. Sie gingen unter Androhung des Bannes auf strenge Bestrafung der Ketzer und deren Beschützer*) und offenkundige Feinde der kirchlichen Freiheiten und Rechte hinaus; Friedrich that, als merke er gar nicht, auf wen die eingelegte Cautel hauptsächlich ziele, er bestätigte selbe nicht nur, sondern hob auch am Tage seiner Krönung alle und jede mit den Befugnissen der Kirche und

*) Auch unter Honorius III. dauerte der Kampf gegen die Albigenser noch fort, er ruhte nicht eher, bis der König von Frankreich, Ludwig VIII., seinen Arm gegen die Unglücklichen erhob.

Geistlichkeit streitenden Verordnungen und Gewohnheiten auf, verhängte über jeden Ort, wo künftighin dergleichen Unbilden zum Vorschein kommen würden, eine Strafe von tausend Mark Silber, machte die Obrigkeiten mit Verlust ihrer Ehre und unter schwerer Abmahnung des Ungehorsams dafür verantwortlich und verbot endlich bei Strafe eines dreifachen Ersatzes und der Reichsacht die Einziehung der Steuern und Abgaben von Kirchen geweihten Plätzen und Klerikern. Die Krönung selbst, an der noch Konstantia, die Gemahlin Friedrichs, Theil nahm, fand am 22. November in der Peterskirche unter den ausgesuchtesten Feierlichkeiten und Ehrenbezeigungen Statt. Der Kaiser erneuerte auf Verlangen des Papstes das Gelübde eines Kreuzzuges und nahm das Zeichen desselben aus den Händen des Kardinals Ugo oder Ugolino. So viel ließ es sich selbst ein Kaiser von den aufgeklärtesten Gesinnungen und der entschiedensten Selbstständigkeit kosten, um in Rom gekrönt zu werden. Friedrich kannte den Zeitgeist besser, als irgend ein anderer Fürst, er bekämpfte ihn, sobald er dem Throne zu nahe kam, mit dem höchsten Nachdruck, brachte ihm aber auch Opfer, wenn und wo es sein mußte. Der Kreuzzug, auf den Honorius so sehnlichst bestand, war für Friedrich die Marke, welche er bei jeder Gelegenheit vorzeigte, um seine anderweitigen Absichten entweder darunter zu verstecken oder daran zu knüpfen. Zur Befestigung der mehr scheinbaren als wirklichen Eintracht gab der Kaiser (im Jahre 1221) dem Papste alle von der mathildischen Erbschaft abgerissene Stücke zurück; dafür trat er aber auf einer andern Seite, gerade in dem empfindlichsten Punkte, der erklärten Absicht der jetzigen Päpste

desto wirksamer entgegen, seine bisherigen Liebkosungen waren, wie es scheint, größtentheils darauf berechnet, jene schmerzhafte Annäherung mit leichterm Anstande durchführen zu können.

Dieselbe Flotte, vorgeblich bestimmt, das Kreuzheer nach dem Morgenlande zu führen, wandte sich plötzlich zum Schrecken des Honorius mit dem Kaiser und seinen Truppen der sicilischen Küste zu*); das schwer bejammernswürdige Königreich war seit Innocenzens vormundschaftlicher Regierung der Spielball gieriger Großen und Befehlshaber, der frechsten Willkühr und eines durchaus antimonarchischen Sektengeistes gewesen; Friedrich hatte, so lange sein deutscher Thron noch schwankte und der römischen Kaiserölung bedurfte, dem fortschreitenden Falle nicht Einhalt thun können, jetzt beschloß er die Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung und Schranken. Neue Verordnungen, neue Gerichte kündigten schon im Jahre 1220 das Unternehmen an. Bald fielen nach allen Seiten stärkere Schläge gegen die unrechtmäßigen Besitzergreifer, mochten sie nun, wie ein Bruder des vorigen Papstes, für die Behauptung der Grafschaft Sora das schlimme Recht einer launenhaften Verschenkung oder wie ein soldatenhafter Kardinal für die Einnahme eines festen Schlosses den erhaltenen Auftrag des Honorius vorschützen oder wie viele Bischöfe und Freiherren ihr Unwesen ganz einfach im Sturme der eingerissenen Zerrüttung forttreiben

*) Friedrich sandte indessen vierzig Galeeren unter Anführung des Grafen Heinrich von Malta nach dem Oriente voraus; so rettete und durchlöcherte er sein Versprechen durch getheilte Bewegungen.

wollen. Die weltlichen Usurpatoren mußten ihren Raub herausgeben, auch wohl gänzlich das Land meiden, die widerspenstigen Bischöfe fügsameren Nachfolgern Platz machen, und Kirchen und Kleriker ohne Unterschied, trotz des gegebenen Worts, Kriegssteuern und andere dringende Abgaben entrichten; die Nothwendigkeit galt für eine hinlängliche Beweisführung des Rechts. Mehrere Vertriebene suchten eine Zuflucht in Rom, Friedrich sah ihre Duldung als einen Vorschub aufrührischer Bewegungen an und führte laute Beschwerden bei dem Papste; Honorius erinnerte ihn in seinem Gegenschreiben an das über die Hohenstaufen sichtbar ergangene Strafgericht, an seine erst kürzlich abgelegten Eide, an die Freundschaftsdienste des apostolischen Stuhles und an dessen empfindliche, fast zu lange hintangesetzte Vertheidigungsmittel, doch habe auch die Langmuth ihre Gränzen. Friedrichen gefiel es, in seiner Antwort das Recht, die Bischöfe nach Belieben einzusetzen und sie mit Ring und Stab zu belehnen, bis auf die Zeit Karls des Großen zurückzuführen, er mahnte Honorius an die Verdienste seiner Vorfahren um Rom und brach dabei in den Ruf der Entrüstung aus: Wie lange soll ich es noch dulden, daß der Papst meine Geduld mißbraucht? wenn wird er seinem Ehrgeize ein Ziel setzen? Innocenz III. hat während meiner ersten Kindheit meinen Statthalter in Romagna, Markrand, vertrieben, um mich des Exarchats von Ravenna zu berauben. Theobald, den mein Vater als Statthalter der Mark hinterlassen hatte, wurde auch von ebendemselben geplagt, um mir diese Würde zu entziehen und um mir auch Toskana zu entreißen; da ich ein Kind war, stellte er sich, als wollte er

mit meinem Oheim Philipp in Verwandtschaft treten. Diese kaiserliche Krone habe ich mit tausend Geschenken erkaufen müssen, ob sie gleich ganz frei ist, und jetzt fängt der Papst an, das kaiserliche Ansehen, welches er doch selbst geheiligt hat, der Verachtung preiszugeben. Geht und sagt dem Honorius, daß ich mir eher diese Krone entreißen, als eine solche Beleidigung gefallen lassen will." Beide, Kaiser und Papst, waren durch ihre eigenthümliche Stellung natürliche, ja nothwendige Feinde, beide kämpften um ganz andere, höhere Dinge, als diejenigen waren, welche sie für ihre Sache im Munde führten; beide standen als die ersten Häupter der Christenheit auch wieder in einer unvermeidlichen Berührung, vorzüglich in Beziehung auf die hülfsbedürftigen Christen Palästina's, beide näherten sich daher auch schon wieder (im Jahre 1222) bei einer persönlichen Zusammenkunft in Veroli dem letztern gemeinschaftlichen Zwecke. Es gewährt einen eigenen, halb komischen, halb ernsthaften, beinahe rührenden Genuß, zu bemerken, wie Honorius alle ihm reichlich zugemessenen Bitterkeiten im ersten Augenblicke wieder vergißt, wo der Kaiser das so oft vergeblich durchsprochene Thema des Kreuzzuges wieder mit unzweifelhafter Wärme aufzunehmen scheint, was er denn jetzt mit einem solchen Erfolge that, daß Honorius ihn, seine Gemahlin und seinen Sohn, nicht minder seine Reiche und seine Rechte, für den Fall des Aufbruchs nach Palästina flugs unter den Schutz der Kirche stellte, wiewohl dergleichen Gewährleistung eine hergebrachte Sitte war. Friedrich blieb die Gegengefälligkeit nicht schuldig, er drängte die Geistlichkeit nicht länger mit dem Erheben der Steuern und war bei einer spätern Zusammen-

kunft mit dem Papste und dem Könige von Jerusalem, Johann von Brienne, gegen den ersten so schmeigsam, daß er ihn sogar als Freiwerber annahm in der Heirathsangelegenheit, welche Honorius damals zwischen dem Kaiser und Jolanthen, der Königstochter von Jerusalem mit der herzlichsten Geschäftigkeit zu Stande brachte. Jolanthens Ehebett war nach der Meinung des patriarchalischen Papstes das sicherste Gestell, um den Kaiser mit dem Pannier des Kreuzes darauf zu pflanzen; Honorius bildete sich gewiß auf die seltene Kombination nicht wenig ein, während der geistreiche Friedrich über den Hymen der Kirche still lächeln mochte, so bereitwillig er sich auch in sein Glück fügte; ihn lockte, wie es scheint, mehr der Brautschatz künftiger Ansprüche, als die Braut, wenigstens soll er nach der im Jahre 1225 vollzogenen Vermählung ein ziemlich zurückhaltender Ehemann gewesen sein. Er konnte es, wie man sagt, seinem verwitweten Schwiegervater nicht verzeihen, daß derselbe die Schwester des Königs von Kastilien heirathete; sei es, daß er als Politiker die eingegangene Verbindung ungern sah, oder überhaupt dem Zwergkönig von Jerusalem mit guter Manier etwas anzuhaben suchte, dem er als begünstigten Freunde und Bundesgenossen des Papstes wahrscheinlich nicht recht traute; sein Verhältniß zu Jolanthen, schon früher nicht das angenehmste, setzte dadurch noch mehr Säure an. Das Einverständniß zwischen Friedrich und Honorius war trotz ihrer Zusammenkunft zu Sorento durch einige vorübergehende Irrungen in Absicht auf die Besetzung der Bisthümer Capua und Aversa (im Jahre 1223) und noch später (1225) aus ähnlichen gehäuften Veranlassungen wieder gestört worden,

jedoch ohne Zurücklassung ernstlicher Folgen; weit heftiger geriethen beide an einander durch den alten, noch immer unauflöslichen Gegensatz der kaiserlichen und päpstlichen Macht in Beziehung auf den Bund der lombardischen Städte. Als Friedrich zu dem (im Jahre 1226) von ihm nach Cremona ausgeschriebenen Reichstage aus Unteritalien mit einem Heere aufbrach und sein Sohn Heinrich ein anderes aus Deutschland in dieselben Gegenden führen sollte, nach einem klug angelegten, doppelten Operationsplan, regten die verdächtigen Bewegungen auf mehreren Punkten den Widerstand auf. Mailand, Piacenza, Verona, Brescia, Mantua, Lodi, Padua, Vicenza, Bergamo, Bologna und verschiedene andere schlossen sich enger gegen den römischen König zusammen und hintertrieben dessen beabsichtigte Vereinigung mit seinem Vater; Friedrich selbst stieß bei seinem Eintritte in das Herzogthum Spoleto auf mehrere ungehorsame Vasallen, die seinem Aufgebote ohne ausdrückliche Erlaubniß des Papstes, ihres vermeinten nächsten Oberherrn, nicht folgen wollten; darüber kam es zwischen Honorius und Friedrich zu überaus lebhaften Erörterungen, die jedoch von Seiten des Kaisers mit einer auffallenden Gelindigkeit endeten. Er hatte unfehlbar an den frischen Ausbrüchen des italienischen Erdbrandes gemerkt, daß auf der Stelle mit Gewalt und ohne die friedliche Dazwischenkunft des Papstes nicht durchzudringen sei; wenn Friedrich den letzten später sogar zum Geschäfte der Vermittelung zwischen sich und den lombardischen Städten aufforderte, obwohl er Spuren genug hatte, daß diese mit dem Vatikan in einer gefährlichen, eben nicht ganz unschuldigen Vertraulichkeit standen, wie er auch daraus

abnehmen konnte, daß Honorius den gegen sie durch den Bischof von Hildesheim freilich nur einseitig und obendrein ziemlich unkräftig ausgesprochenen Bann wieder aufgehoben hatte, so konnte die kaiserliche Politik kaum ein anderes und wirksameres Auskunftmittel aufspüren. Die eingreifende Hand des Papstes war Friedrichen zur vorläufigen Beruhigung Italiens, wie er sich selbst nicht verhehlte, für den Augenblick unentbehrlich, allerdings nach den so eben gemachten Erfahrungen eine höchst verfängliche Hand, aber wurde sie nicht einigermaßen öffentlich gebunden, ja halb und halb entwaffnet, wenn es gelang, sie als Vergleichsstifterin einzuschlagen? Das war es, was Friedrich hauptsächlich wollte; die vom Papste getroffene Ausgleichung verläugnete natürlich nach keiner Seite ihr römisches Gepräge und Friedrich sah sich gegen die begünstigten Städte in offenbarem Nachtheile; allein er war doch gegen die schlimmsten Streiche nothdürftig gedeckt und auch diese hart bedingte Sicherheit war für ihn in der gegenwärtigen Lage ein wesentlicher Gewinn. Wiederum hatte er bei dieser Veranlassung den unverzüglichen Antritt des so oft hinausgeschobenen Kreuzzuges dem hocherfreuten Papste zugesagt; jetzt meinte er es allem Ansehen nach ernstlicher damit, als früher, jedoch nicht im Sinne des römischen, abermals getäuschten Kreuzpredigers, den er während seiner Abwesenheit als Wächter oder wenigstens als Beschwichtiger des kampfbrütenden Italiens zurücklassen wollte, sondern zum Vortheile seiner eigenen, keck entschleierten Absichten. Der Ruhm eines Befreiers des heiligen Grabes genügte ihm nicht, der Kreuzzug sollte ihm die Krone von Jerusalem eintra-

gen*), diese wollte er zum Lohne der geleisteten Dienste abnehmen, auf dessen Haupte sie bisher eine Bürde der Ohnmacht, ein Zierrath leerer Hoffnungen gewesen war; die Einwilligung desselben machte ihm wenig Bedenken, er setzte sie lieber kühn voraus, mit dem Entschlusse, selbe zur gelegenen Stunde durch die That nöthigenfalls überflüssig zu machen, nahm auch frischweg den Titel eines Königs von Jerusalem an. Damit Honorius, der sich anfänglich nicht zum Werkzeuge des mit den lombardischen Städten abgeschlossenen Vertrags hergeben wollte, für den gemachten Antrag gewonnen werden möchte, hatte ihn der Kaiser wieder bei seiner schwachen Seite gefaßt, indem er den Kreuzzug nicht füglich eher unternehmen könne, als bis er für die Sache Oberitaliens hinlängliche Bürgschaft habe. Indessen trat abermals für die brennenden Wünsche des Honorius eine bedenkliche Zögerung ein, obwohl sich Friedrich bei Strafe des Bannes binnen einer von ihm selbst festgesetzten Frist zur Ausführung seiner wiederholten Zusage verpflichtet hatte; der Papst stand auf dem Punkte, die ganze Fülle seines kirchlichen Ansehens gegen den Säumenden auszulassen, gab ihm aber bei ruhigerem Nachdenken die verlangte Frist von zwei Jahren. Ehe dieselbe noch verstrichen war, raffte der Tod den Papst (am 18. März 1227) dahin, nach einer

*) So stellt Planck die Sache dar, Schröckh (Kirchengeschichte Th. 26. S. 340) weicht von ihm mehr scheinbar als wirklich ab durch die Behauptung, Friedrich habe Johann von Brienne den ihm noch von den Arabern übrig gelassenen Theil seines Reiches nicht einräumen wollen.

Regierung von 10 Jahren und acht Monaten während Friedrich unzweifelhafte Anstalten traf, sein eingegangenes Gelübde auf dem Boden Palästina's mit den Waffen zu lösen.*) Des armen Johann von Brienne, der das verlorne Königreich Jerusalem vergeblich auf Reisen suchte, hatte sich Honorius mit großmüthiger Sorge angenommen, er ließ denselben (im Jahre 1227) an der Regierung und somit auch an den Einkünften des Kirchenstaats Theil nehmen.

Honorius schrieb noch als Cencio von Savelli zwei für die genaue Kenntniß der römisch-geistlichen Verfassung wichtige Werke, das eine beschäftigt sich mit dem Finanzwesen (liber censualis oder liber censuum ecclesiae romanae); das andere, keine Originalarbeit, mit den festlichen Amtsverrichtungen der Päpste, mit den Gebräuchen bei ihrer Wahl und den Krönungsfeierlichkeiten der Kaiser. Aus der schriftstellerischen Wirksamkeit des Honorius leuchtet in der Stille auch der Geist seiner päpstlichen Thätigkeit hervor, er gehörte zu den Kanzleimenschen, die über Formen das Wesentlichste versäumen und in ihrem übelverstandenen Eifer nirgends zum wahren, fruchtbaren Handeln kommen. Dem Kaiser Friedrich gegenüber war Honorius ein gebrechlicher, man möchte sagen, unreifer Papst; immer wollte er

*) Planck deutet darauf hin, daß Honorius aus Verdruß über Friedrichs gewaltthätiges Verfahren gegen Johann von Brienne gestorben sei; mit dieser Behauptung mag es sich indessen eben so verhalten, wie mit der ähnlichen, die der angeführte Geschichtschreiber in Absicht auf den Tod Urbans III. mit gutem Grunde für eine historische Erdichtung ansieht.

jenen gängeln und immer wurde er von demselben überflügelt, ohne in der Schule warnender Erfahrungen sichtbare Fortschritte zu machen; sein Herz überwog seinen Kopf, mit Innocenz III. verglichen, dem er nicht in Betreibung der Kreuz-, sondern Querzüge nach dem gelobten Lande ängstlich nachkroch, sinkt er wie leichter Flaum zu Boden. Dem Papstthume hat er mehr als eine Blöße gegeben, aber doch keine tiefere Wunde beigebracht; es war dem Fortgange desselben so glücklich vorgearbeitet, daß selbst das Unvermögen des Einzelnen nicht sogleich eine zurückschreitende Bewegung hervorbringen konnte.

Für die Geschichte des Mönchswesens ist Honorius ohne sein Zuthun ein wichtiger Name geworden, unter ihm erhielten zwei neue Orden gesetzlichen Bestand, deren Stifter schon unter Innocenz III. ungemeines Aufsehen erregte. Dominikus, ein spanischer Edelmann, aus dem Geschlechte der Guzman, geboren 1170 zu Calaroga in Altcastilien, kam in Gesellschaft eines spanischen Bischofs nach Frankreich, und kämpfte hier mit glühendem Eifer für die Sache der rechtgläubigen Kirche gegen die in Languedoc und andern Gegenden zusammengedrängten Ketzer, bekannt unter dem Gattungsnamen der Albigenser. Im Verfolge seiner glücklichen Bemühungen faßte er den Plan auf, durch eine Gesellschaft gleichgesinnter Personen den Ansteckungen der Ketzerei durch die Macht geistlicher Beredtsamkeit ein Ziel zu setzen; bald sammelte sich in Toulouse (1215) ein kleiner Kreis von feuertrunkenen Jüngern um ihn, welche die Verkündigung und Vertheidigung des reinen Glaubens als den Hauptberuf ihres Lebens ansahen; er suchte hierauf für den aus natürlicher Verwandtschaft der Gemüther und dem

dringenden Lokalbedürfniß hervorgegangenen Bund von Predigermönchen die Bestätigung des Papstes Innocenz nach; zwar hatte dieser auf der Lateransynode (1215) die Gründung neuer Mönchsorden ausdrücklich verboten, doch die Anlage des gegenwärtigen schien bei dem fühlbaren Abgange brauchbarer Volksredner und dem zunehmenden Andrange der Ketzer eine stille, gelegentliche Ausnahme zu rechtfertigen; Honorius vollendete, was Innocenz bloß unter der Hand gebilligt hatte, er bevollmächtigte den Verein des Dominikus förmlich (1216) zum Orden der Predigerbrüder und erhob den Urheber der Gesellschaft zu ihrem obersten Vorsteher. Nach dem Tode des Dominikus (1221) breitete sich der Orden, zunächst in Frankreich, immer rascher aus; die Mitglieder der ersten Ansiedlung in Paris empfingen von ihrer Niederlassung in der dortigen Jakobsstraße den Namen der Jakobiner, eine in den Stürmen der französischen Revolution wieder aufgeweckte, furchtbare Bezeichnung; diese in ihrem Ursprunge so schwache Mönchsfamilie gewann später auch außerhalb Frankreichs, in Italien und fast allenthalben zusehends an Zahl und Bedeutung und sproßten aus ihr noch mehrere Nebenzweige hervor.

Ein Zeitgenosse des Dominikus war Franz von Assisi, so genannt von seinem Geburtsorte im Herzogthume Spoleto, wo er 1187 das Licht der Welt erblickte; sein Vater, ein begüterter Kaufman, hieß Bernardoni. In seiner Jugend führte er keineswegs einen erbaulichen Wandel, dann erlebte er an sich (1209) eine völlige Revolution, riß durch sein angestauntes Beispiel mehrere Personen seiner Umgebung in den heißesten Kampf der Heiligung hin, erschien auf der Lateransynode

(1215), erregte die beifällige Aufmerksamkeit des damaligen Papstes und wirkte bei dessen Nachfolger Honorius III. für sich und seine Genossen unter dem selbstgewählten Namen der kleinern Brüder (fratres minores) oder Minoriten die vollgültige Anerkennung der Ordensgemeinschaft aus (1223); drei Jahre nachher starb der verlachte und verlästerte, übermäßig gepriesene und schier vergötterte Mann, ungeachtet aller Einwendungen des historischen Scepticismus in Beziehung auf seine Zeit und seinen Einfluß eine außerordentliche Erscheinung. Die ins Abenteuerliche und Wunderbare bis zur Narrheit vergafften Mönchslegendenschreiber haben seinem Andenken noch weit schlimmer mitgespielt, als die ausschweifenden Mythographen dem muthmaßlichen Urbilde des Herkules, beide Heroen, so desperat auch die fernste Vergleichung aussieht, liegen nur in verwitterten Ruinen der Wirklichkeit vor uns, so zwar, daß das griechische Ideal, verhunzt durch die ungehörigen Hineinschiebsel und komischen Schnörkel der Folgezeit immer noch ein Ideal dichterischer Naturwahrheit heißen kann gegen den fratzenhaften Popanz, welchen leichtgläubige Unvernunft, spekulirender Mönchsegoismus und rohes Mißverständniß aus Franz von Assisi herausgewürgt haben. Es sei ferne, hier seine Apologie zu versuchen, sie ist bei dem Mangel sicherer Thatsachen schlechthin unmöglich, ein absolutes Verwerfungsurtheil dürfte aber eben so wenig durchzuführen sein, beide Extreme lassen wir daher ihren Liebhabern. Blicken wir auf das tief eingenistete Verderben der Mönche und Geistlichkeit, welchem der aufgetretene Reformator steuern wollte, bemerken die beispiellose Entzündbarkeit seiner Organisation, gegen welche selbst des heiligen Bern-

hard mystische Versenkung noch kühle Besonnenheit gewesen sein mag, nehmen wir die Gewalt der Eindrücke hinzu, die er hervorachte, wie viel wir auch von der lächerlichen Uebertreibung seiner kindischen Bewunderer abziehen; so scheint das letzte Ziel seines Strebens darin bestanden zu haben, daß er von sich und seines Gleichen die unbedingteste Ergebenheit in den Willen Gottes, ferner eine gänzliche Ertödtung der Sinnlichkeit und zum öffentlichen Beleae der Selbstverläugnung auch eine absolute Besitzlosigkeit verlangte; Forderungen, die in vollkommener Strenge sich sogar aufheben, von denen die letztere ein baares Unding ist, die andere eine Art von Selbstmord anbefiehlt und selbst die erste in eine gefährliche Mißdeutung umschlägt, sobald sie der freien Selbstthätigkeit einen unnatürlichen Abbruch anmuthet. Doch die Ermäßigung fand sich von selbst und die abstoßende Schroffheit trat mehr in einzelnen moralischen Kunststücken als in gleichmäßiger Haltung hervor, sie war vermuthlich eben so sehr das gewaltsame Erzeugniß des seitherigen Sittenverfalls in den Klöstern und Kirchen als ein beabsichtigter Versuch, das Personal der einen und andern durch eine recht augenfällige Vollkommenheit zu überbieten. Die Dominikaner wie die Franziskaner betrachteten die äußerste Armuth als eins von den eigenthümlichen Kennzeichen ihrer Verbrüderung, beide Orden betrieben das Betteln handwerksmäßig, jene mehr als beiläufiges Erwerbsmittel zum Behufe ihrer höhern Bestimmung, des Predigens, diese hingegen völlig ex professo als eine unverbrüchliche Kardinaltugend. Die Abweichung hatte ihren guten Grund, **Dominikus** wurde zunächst durch die französischen Ketzer in seine Laufbahn eingewiesen, wollte er ihnen mit Erfolg beikommen,

so mußte er es denselben auch in Verschmähung des Reichthums und entbehrlicher Bedürfnisse gleich oder noch besser vorthun; Franz von Assisi hatte auf italienischem Boden nicht denselben harten Stand mit den Ketzern, desto mehr reizte ihn die einheimische Ueppigkeit und der den Feinden der Kirche dadurch erleichterte Angriff zu den stärksten Gegenmitteln, er predigte schon Bekehrung, wenn er als ein potenzirter christlicher Diogenes auftrat. Beide Orden halfen, wie es schien, den Hauptübeln der leidenden Kirche gründlich ab, sie brauchten als eingelagerte Bettlerwaare für ihre Erhaltung kaum mehr als Luft und einige Bewegung vor fremden Thüren, sie kamen, jeder nach seiner Weise, mit der großen Woge in die unmittelbarste Berührung, sie waren als privilegirte Bettler auch gegen die Lockungen der vornehmen Welt gleichgültiger, als die übrigen besser gepflegten Mönchskörperschaften, sie machten sich endlich aus dem Gehorsam gegen Rom, theils aus Interesse, theils aus Grundsatz, die angelegentlichste Pflicht; daher wurden sie denn auch die vervielfältigten Augen, Ohren und Arme der Päpste, kurz ihre erklärten Lieblinge und Diener und erhielten von denselben ungewöhnliche Begünstigungen. Da die Dominikaner und Franziskaner das Papstthum wesentlich gefördert haben, so konnte die Entstehung derselben hier nicht sogleich mit demselben Stillschweigen übergangen werden, wie der Ursprung anderer Ordensverbindungen.

Gregor IX. (1227—1241).

Die Schwäche des Honorius erheischte jetzt einen Papst, der Lust und Kraft hatte, das etwas verblichene Ansehen des apostolischen Stuhles wieder aufzufrischen; einen solchen glaubten die versammelten Kardinäle in ihrem Genossen, dem Bischof Ugo oder Ugolino von Ostia, aus dem Hause der Grafen von Segni stammend, zu finden; er war mit Innocenz III. nach Herkunft und Gemüthsart verwandt, wurde schon am 19. März zum Nachfolger des Honorius erwählt und am 21. März unter dem Namen Gregor IX. geweiht. Ein offener Bruch mit dem Kaiser, dessen Macht in Italien beträchtlich gestiegen war, dünkte dem gegenwärtigen Papste mit Recht vortheilhafter, als das matte Hin- und Hertappen seines unentschiedenen Vorgängers. Dieser Ueberzeugung zufolge entfaltete er sogleich beim Antritte seiner Regierung ein kühneres System gegen Friedrich, wozu ihm derselbe durch das neuerliche Versprechen eines Kreuzzuges eine ungesuchte Veranlassung darbot. Es war von dem Kaiser, wie schon gesagt, unter der angehängten Bedingung abgelegt worden, daß er, hielte er nicht im Laufe des Jahres 1225 Wort, unmittelbar den Bann der Kirche verwirkt haben sollte.*) Auch

---

*) Friedrich ließ sich darüber in einem Schreiben an Honorius folgendermaßen aus: „Personaliter iuravimus, quod transibimus ultra mare in passagio suprascripto — lata ex nunc excommunicationis sententia, in quam incidemus, si non transfretaverimus.“

die ihm damals von Honorius zugestandene Frist von zwei Jahren war jetzt (1227) verflossen, folglich konnte Gregor mit der besten Befugniß das Strafurtheil des Bannes gegen den zögernden Friedrich aussprechen. Ehe es soweit kam, erinnerte der Papst den Kaiser im ernstlichsten, selbst drohenden Tone an seine Pflicht und sandte ihm bald darauf noch einen besondern Brief in demselben mystischen Geschmacke, womit einst Innocenz III. den König Johann von England überrascht hatte. Friedrich war noch im Jahre 1227 mit einer bedeutenden Land- und Seemacht bei Brindisi, dem angezeigten Sammelplatze der Kreuzfahrer erschienen, schiffte sich auch wirklich ein, kehrte aber schon nach einigen Tagen an die Küste von Otranto zurück und entschuldigte sich deshalb mit einer ihm zugestoßenen Krankheit. So war denn die allgemeine Erwartung eines Kreuzzuges wieder fruchtlos zerronnen; der Papst hielt die Krankheit für einen Kunstgriff der Verstellung und überließ sich der leidenschaftlichsten Erbitterung. Von Seiten der geschädigten, hingehaltenen Völker und Christen, den Theilnehmern der gescheiterten Unternehmung erschollen ebenfalls laute Klagen über den Kaiser. In der Hauptkirche zu Anagni, seiner Geburtsstadt, sprach Gregor laut von der Nothwendigkeit, das angedrohte Bannurtheil wider Friedrich zur Vollstreckung zu bringen, den Bischöfen setzte er denselben Gegenstand schriftlich näher auseinander; die genügendste Vertheidigung des Kaisers geht aus dem Zustande seiner italienischen Staaten hervor, mit seiner Krankheit hatte es vermuthlich eine etwas andere Bewandtniß, als er eingestehen wollte. Umsonst forderte ihn Gregor zur schuldigen Genugthuung gegen Kirche und Geistlichkeit auf, nun sprach er

förmlich die Exkommunikation aus und häufte in dem an die Bischöfe für die öffentliche Bekanntmachung erlassenen Banndekret die schwersten Beschuldigungen, setzte auch die europäischen Fürsten in besondere Mitwissenschaft. Friedrich suchte in Gegenerklärungen seine Unschuld zu beweisen.

Das stärkste Schreiben dieser Art erließ er an den König von England, er warf darin der römischen Kirche eine brennende Geldbegierde vor, ein ungenügsames Hinwegsehen über den Genuß der Kirchengüter, ein unverschämtes Haschen nach dem Erbe und der Besteuerung der Fürsten. Der König könne dieß an sich selbst wahrnehmen, seinem Vater Johann habe der Papst durch den anhaltenden Druck des Bannes einen jährlichen Tribut abgedrungen. Das warnende Beispiel des Grafen von Toulouse, der durch das päpstliche Interdikt zur Knechtschaft gezwungen worden sei, müsse allen Großen die Augen öffnen. Die mannigfaltigen Abstufungen der Simonie, die unermeßlichen Gelderpressungen, auf Kosten des Klerus, das monarchische Wahnsystem zum Verderben der Welt, wolle er den Päpsten nicht weiter aufrücken. Dabei aber bedienten sich diese unersättlichen Blutsauger durch Honig versüßter und durch Oel gemilderter Reden; sie gäben vor, der römische Hof sei die Kirche, unsere Mutter und Säugamme, da doch umgekehrt dieser Hof die Wurzel und den Ursprung alles Uebels enthalte, deren stiefmütterliche Gesinnungen aus ihren Früchten hervorblickten. Nicht minder möchten die englischen Großen aufmerken, welche der Papst Innocentius anfänglich zur Empörung wider ihren König als einen Feind der Kirche aufgemuntert, später aber nach der gewaltigen Demüthigung dieses

Fürsten, ohne alle Schaam vor Menschen, ohne alle Furcht vor Gott zum Tode bestimmt und zertreten habe, damit er nach römischer Art das Fettere mit frechem Rachen verschlingen konnte. Dieß seien die Sitten der Römer, die Fallstricke der Prälaten, in welche sie Jedermann zu verwickeln, und um Geld zu schwänzen, freie Menschen zu unterjochen, friedfertige zu beunruhigen suchten, während sie in Schafskleidern einhergingen, inwendig aber reißende Wölfe seien. Sie schickten in alle Gegenden Gesandte mit der Vollmacht aus, zu bannen, zu suspendiren und zu strafen: nicht um den Saamen, das heißt, das Wort Gottes, zum Fruchtbringen auszusäen, sondern um Geld zu erzwingen und zu ärndten, wo sie nicht gesäet haben. So werden die heiligen Kirchen, die Zufluchtsorte der Armen und Wohnpläze der Heiligen, die unsere frommen und einfältigen Vorfahren zur Erquickung der Dürftigen und Geistlichen gestiftet hätten, von ihnen beraubt. Jezt unterständen sich diese ausgearteten Menschen, welche bloß durch einige Gelehrsamkeit so wahnwitzig würden, sogar nach Kaiserthümern und Reichen mit verwegener Begierde zu trachten. Die erste Kirche sei auf Einfalt und Armuth gegründet worden: da sei sie auch an Heiligen fruchtbar gewesen; aber einen andern Grund könne Niemand legen, als der von Jesu selbst gelegt worden sei. Weil sie nur in Reichthümern schwelgten, in denselben sich herumwälzten und baueten, so sei zu befürchten, daß mit den Mauern auch das Kirchengebäude einstürzen möchte. Der Kaiser versichert bei dieser Gelegenheit nochmals, daß ihn seine Krankheit, aber auch wichtige Angelegenheiten, wie eine Empörung in Sicilien, abgehalten hätten, sich in einen ausländischen Krieg ein-

zulassen; zuletzt warnt er alle Fürsten vor der Geldbegierde und Ungerechtigkeit des römischen Hofes, mit der Stelle des Virgils: „den geht die Sache gewiß an, wem schon die nächste Wand brennt."

Bald darauf, so glaubt man, suchte Friedrich die Kardinäle und selbst die Römer über sein feindliches Verhältniß zum Papste aufzuklären und für seine Sache günstig zu stimmen; vorzüglich richtete er sein Augenmerk auf die Familie der mit Gregor wegen Viterbo zerfallenen Franziskaner, nahm deren Güter in seinen lehnsherrlichen Schutz und brachte es durch die eingeleiteten Nebenbewegungen so weit, daß der Papst sogar während der Messe in den üblichen gottesdienstlichen Verrichtungen durch arge Schmähungen gestört, nach Perugia flüchten mußte. Gregor rächte sich an den Unruhestiftern durch Bannflüche, die nirgends weniger galten als in Rom; seine unsichere Stellung zu der nächsten Umgebung sticht gewaltig ab gegen die kühnen Schritte mit welchen er auf die Macht des Kaisers losging, er mahnt in dieser Beziehung nicht uneben an das Verfahren und die Lage Gregors VII. Friedrich hatte jedem Bischofe und Geistlichen mit Einziehung seiner Einkünfte gedroht, der gegen ihn, den Kaiser, als einen Excommunicirten öffentlich verfahren würde, z. B. durch Hemmung des Gottesdienstes an den Orten seines unmittelbaren Aufenthalts; Gregor, angegriffen im Innersten seines geistlichen Rüsthauses, schickte sofort zwei Franziskaner als Bußprediger an den trotzigen Verächter der Kirche ab und stimmte zugleich ein mit Klagen und Drohungen versetztes Geschrei über die tyrannische Verfolgung seiner treuen Diener an, die am mei-

sten in Sicilien und Apulien gelitten oder doch gelärmt haben mögen.

Friedrich trieb den Hohn nach der streng-päpstlichen Vorstellungsweise noch viel weiter; nicht genug, daß er die Lossprechung vom Banne öffentlich hintansetzte, eben weil seinem Gegner an diesem Akte der kirchlichen Unterwürfigkeit unendlich viel gelegen war und der ganze Streit sich vor der Hand hauptsächlich um den angeregten Punkt drehte, sondern er betrieb auch die Rüstungen zu dem nun mit voller Seele ergriffenen Kreuzzuge ohne die mindeste Bezugnahme auf die Einwilligung und den Schutz des Papstes, als sei dieselbe für ihn gar nicht vorhanden. Gregor glaubte dem Todesstreiche, welcher dem Ansehen und selbst dem Dasein des Papstthums drohe, mit dem kräftigsten Widerstande begegnen zu müssen, dieser einzige Gedanke verschlang in seiner feurigen Priesterseele jede andere Nebenbetrachtung; hatte er auch früher den Bann gegen den Kaiser, zwar nicht einzig und allein, sondern größtentheils auf den Grund des ausgesetzten Kreuzzuges ausgesprochen, so daß nach der genügsamen Meinung der Menge die Wirkung mit der Ursache wegzufallen schien, ihn erschütterten die wirksamen Vorbereitungen zu dem sonst so eifrig verlangten Unternehmen keinen Augenblick in seiner muthigen, nach dem Maaßstabe des römischen Supremats vollkommen richtigen Ueberzeugung, lieber wollte er die Sache des Christenthums den Waffen der Ungläubigen noch für einige Zeit preisgeben, als die Möglichkeit und, wäre es nicht anders, selbst die Gewißheit des Sieges mit einer unvermeidlichen Niederlage des tiefverletzten Papstthums erkaufen. Jerusalem stand ihm gewiß sehr hoch als die Grabesstätte des Erlösers, aber Rom stand

ihm unbedingt näher als die Axe der geistlichen Universalmonarchie; was er nach seiner Ansicht durch nachgiebige Schwäche für sich und seine Nachfolger im Abendlande verloren haben würde, das konnte und sollte ihm das Glück nicht im Morgenlande ersetzen. Sonach begreift es sich, warum Gregor durch jedes ersinnliche Mittel dem Kaiser auf dem (im Jahre 1228) angetretenen Kreuzzuge entgegenarbeitete; mißlang der letztere, so bot sich eine Gelegenheit dar, die gescheiterten Hoffnungen mit dem Himmel und Hölle verachtenden Ungehorsam Friedrichs unter der Gestalt einer göttlichen Strafe in Verbindnng zu setzen; und gelang er auch, immer haftete doch immer an dem Oberhaupte desselben der Fluch der Kirche so lange mit unvertilgbaren Zeichen, bis die begehrte Genugthuung erfolgte. Unter dem angezeigten Gesichtspunkte hatte Gregor der christlichen Welt jede Theilnahme an dem Kreuzzuge laut untersagt, für dieselbe Absicht sandte er, um Friedrich selbst an Ort und Stelle noch, wo möglich, zu verderben, dem Patriarchen von Jerusalem, den Johannitern und Tempelherren schriftliche Abmahnungen zu, hinderte, so viel an ihm war, den Nachzug neuer Kreuzfahrer, trat mit den Lombarden in ein Bündniß gegen den Kaiser, stellte dessen Statthalter im sicilischen Reiche, dem Herzoge von Spoleto, in Folge vorgefallener Unruhen und Irrungen, König Johann von Brienne und den Kardinal Colonna, beide verstärkt durch die Lombarden, auf dem Boden Apuliens als Anführer mit Erfolg entgegen und reizte durch losgelassene Bienenschwärme von Mönchen ganz Unteritalien zur Empörung auf.

So viele feindselige Bewegungen, sämmtlich von einer und derselben Hand geleitet, wirkten,

was sie sollten, sie hemmten Friedrich auf seiner Siegerbahn und zwangen ihn zum besorglichen Nachdenken über seine eigene und seiner Staaten Lage. Ohne außerordentliche Hülfsmittel hatte er, unterstützt von den deutschen Rittern, den Genuesern und Pisanern, im gelobten Lande größere Dinge ausgeführt, als dort seit langen Zeiten von den mächtigsten Heeren geschehen waren, er durfte sich seines seltenen Glückes und Verdienstes ohne Selbstüberhebung rühmen, er that es auch wirklich noch von Jerusalem aus in zwei Schreiben an den König von England und an den Papst; hätte ihm der letztere den Hin- und Herweg nicht mit Fußangeln bestreut, so würde dieser glorreiche Kreuzzug unfehlbar ein noch weit vollständigeres Ergebniß geliefert haben. Allen arglistigen und gewaltsamen Vorkehrungen zum Trotze gewann Friedrich dabei für seine persönliche Größe, den Glanz der Kaiserkrone, die Sicherstellung der morgenländischen Christen und selbst für sein streitiges Verhältniß zum Papste, wenn man dasselbe im Lichte seiner spätern Entwickelung betrachtet. Friedrich hatte sich nicht ohne reiflich erwogene Gründe so lange und so oft gegen das Unternehmen eines Kreuzzuges gesträubt; er wußte, wie nothwendig Deutschland und Italien sein Auge und seinen Arm brauchten; religiöse Aufklärung setzte in Verbindung mit dem Interesse der Politik die schwärmerische Richtung der Christen nach dem gelobten Lande, was ihn selbst betraf, auf den Fuß einer anstandsmäßigen Bereitwilligkeit herab, welcher er unter keiner Bedingung wesentliche Vortheile aufopfern wollte; sein Verhalten gegen die Saracenen, als er mit ihnen unmittelbar zusammentraf, verräth nirgends Spuren eines verfolgungssüchtigen Fanatismus; die arabischen Denker und Mäd-

chen behagten ihm so wohl, daß er mit jenen manche Stunde der Muße, mit diesen auch wohl zuweilen sein Bett theilte, freigeisterische Anwandlungen, die ihm hintennach mit der größten Bitterkeit aufgerückt wurden, von Niemanden mehr, als von dem Papste, dem bestellten Wächter der Orthodoxie. Sein Auftreten in Palästina, dem der Ruf der Tapferkeit und der schönsten Fürstentugenden voraus ging, verkündigte gar bald, statt unversöhnlicher Feindschaft, Gesinnungen der Mäßigung, er bot nach einigen wohlentworfenen und ausgeführten Bewegungen Meledin, dem Sultan von Egypten, friedliche Unterhandlungen an, da er nicht nach neuen Eroberungen dürste, sondern bloß das Königreich Jerusalem als eine frühere Erwerbung der Christen und als die Mitgift seiner Gemahlin zurückverlange. Für die Ehre des christlichen und kaiserlichen Namens reichte der Antrag aus, höher gespannte Forderungen würden den besonnenen, auf seine Stammländer und den Papst zurückblickenden Friedrich nur von seinem angelegentlichsten Ziele abgezogen haben. Dem Sultan war mit der Begütigung eines Heerführers gedient, dessen Geist und Thätigkeit im Weigerungsfalle leicht verderblich werden konnte und dennoch der Billigkeit Raum verstattete; es kam demnach zwischen beiden folgender Vergleich zu Stande. Jerusalem und alle Plätze zwischen dieser Stadt und Jaffa, mit Einschluß von Nazareth, Bethlehem und Sidon sollten Friedrichen mit allen Rechten der königlichen Oberhoheit abgetreten, alle Gefangene von beiden Seiten ausgeliefert werden, die Waffen zehn Jahre hindurch ruhen und die Saracenen freien Zutritt in Jerusalem haben, zum Behufe ihrer gottesdienstlichen Verehrung, der sie dort ebenfalls obzuligen

pflegten, jedoch unbewehrt und nicht die Nachtzeit über. Am 12. März 1229 nahm Friedrich Besitz von Jerusalem. Als der Papst durch angestiftete Zwischenpersonen, namentlich durch den Patriarchen von Jerusalem, das heilige Grab und Jerusalem mit dem Interdikte belegen ließ, als keiner von den anwesenden, eingeschreckten Bischöfen es wagte, Friedrichen die Königskrone aufzusetzen, legte er selbe auf den Altar nieder und drückte sie sich dann eigenhändig aufs Haupt; eine furchtlose Selbstständigkeit, die ihn herrlicher schmückte, als alle sichtbaren Kleinode des Könithums zusammengenommen. Die Geistlichen, welche, gestützt auf die Strafe der Excommunication und des Interdikts, beim heiligen Grabe den Gottesdienst nicht verrichten wollten, wurden auf Befehl des Kaisers verjagt; am übelsten spielte er den gegen ihn eifernden Dominikanern und Franziskanern mit, er ließ diesen brüllenden Löwen die Mähne höchst empfindlich striegeln, wenigstens deutet ein Vorwurf des Papstes darauf hin. Zum Statthalter über das Königreich Jerusalem setzte Friedrich Walther von Brienne ein, die schlimmen aus Italien angekommenen Nachrichten bestimmten ihn unverzüglich zur Rückkehr; zu schnell für die Berechnung des Papstes landete er noch im Ausgange des Mai zu Brindisi an der italienischen Küste.

Kaum hatte Friedrich wieder das Festland erreicht, so ersuchte er den Papst vergeblich um Aufhebung des Bannes und die Beilegung alles Zwistes unter den vortheilhaftesten Bedingungen. Gregor konnte noch immer das eigenmächtige, so ganz unkirchliche Verfahren des Kaisers nicht verschmerzen, die alte Wunde brannte vielleicht jetzt noch tiefer unter der ätzenden Schärfe,

welche ihr das mißgegönnte Glück des kühnen Widersachers, seine in den Augen der Welt wo nicht getilgte, doch verminderte Sündenschuld und dessen furchtbare Nähe einflößte, wogegen die Abwesenheit in Palästina ein Paradies der reizendsten Aussichten geöffnet hatte. Gregor machte sich in seinem peinlichen Zustande Luft durch die abkühlenden Mittel der Kirche, der Kreuzzug des Kaisers hieß ihm eine frevelhafte Anmaßung, den mit den Saracenen geschlossenen Waffenstillstand stellte er als einen Schandfleck des Christenthums dar, daß sie vollends auch dem heiligen Grabe betend nahen durften, oder, wie er wahrscheinlich übel berichtet, wo nicht aus natürlicher, vielleicht auch aus erkünstelter Befangenheit den Vorwurf dahin wandte, daß ihnen dasselbe zur Bewachung anvertraut sei, dünkte ihm ein Majestätsverbrechen gegen Christus, der dadurch förmlich aus seinem Tempel zu Jerusalem herausgeworfen sei, endlich blieb auch die bewiesene Gleichgiltigkeit gegen einen fortdauernden, stärkeren Verein mit den morgenländischen Christen nach seiner lauten Aeußerung ein unverantwortliches Vergehen.

Friedrich hatte in seinem sicilianischen Reiche binnen kurzer Zeit wieder die entschiedene Oberhand erhalten: die päpstlichen Schlüsselsoldaten (Clave signati) — so hießen sie von dem sinnbildlichen, ihren Fahnen einverleibten Abzeichen des apostolischen Wappens — flohen, wie gescheuchte Rehe vor seinen Angriffen zurück. Gregor bewährte mehr Muth als Klugheit in den manchfaltigen Anstrengungen, womit er den wachsenden Sturm von den Zinnen seiner kirchlichen Feste abwehren wollte; weil die Meinungsgewalt für sich allein gegen den Kaiser nicht ausreichte, so sah er sich auf allen Seiten nach materiellen Ver-

stärkungen um, damit die Kraft der Ideen, für welche er kämpfte, durch die Verbindung kriegerischer, finanzieller und politischer Machinationen gehoben würde; siegte er damit gegen Friedrich, so würde, dieß glaubte er vorherzusehen, der Ertrag dessenungeachtet nach dem Gewohnheitsglauben der Menge, der kirchlichen Unwiderstehlichkeit beigemessen, er warf gegen einen Kaiser von Friedrichs Gehalt desto mehr ab, je sichtbarer der Ausschlag auf der schärfsten Spitze schwebte. Mit den Aufruhr predigenden Mönchsbanden war der Kaiser in Sicilien auf dem Wege eines soldatenhaften Terrorismus bald fertig geworden, ihr Revolutionsgeist krümmte sich vor den beigebrachten Streichen in todesähnlichen Zuckungen. Der persönlichen Gefahr bedurfte es nicht, um Gregor in die vielfachste Thätigkeit zu versetzen, sein Ich tauchte im Schooße der bedrängten Kirche unter, wie das sinkende Gestirn des Tages in der Umarmung des Meeres. Den Infanten Peter von Portugal beschwor er bei dem Heile der Sündenvergebung um Beistand, dem Klerus in England, Irland und Wallis legte er die drückendsten Steuern als Subsidien auf, den Erzbischof von Lyon rief er unter Androhung des Bannes und anbefohlener Theilnahme zu den Waffen auf, den Bischof von Paris wollte er durch das vorgezeigte Schreckbild der kirchlichen Knechtschaft zur Flamme entzünden, die Unterthanen Friedrichs sprach er von dem Eide der Treue los und über ihn selbst von neuem den Fluch des Bannes aus, den Herzog Otto, einen Enkel Heinrichs des Löwen, suchte er mit verstärkter Hand auf den Kaiserthron zu heben; kurz, es gab kaum eine Springfeder, deren Beihülfe er nicht in der Nähe und Ferne ausbot, bittend und versprechend, offen zugreifend

und heimlich brütend, ermunternd und, wo es sein konnte, auch gebietend.

Er hätte sich die unsäglichen und doch unzureichenden Bemühungen ersparen können, wäre er dem friedlichgesinnten Kaiser und dessen wiederholten annehmlichen Vorschlägen eher entgegengekommen; aber er schöpfte Mißtrauen und wohl nicht ganz mit Unrecht aus den erneuerten, lebhaften Anträgen zur Versöhnung und zog geraume Zeit die Selbsthülfe unter der Mitwirkung natürlich befreundeter oder künstlich gewonnener Bundesgenossen der bedenklichen Ausgleichung mit einem Feinde vor, dessen erklärte Freundschaft sogar nach der unabänderlichen Lage der Dinge den tiefen, unheilbaren Zwiespalt höchstens schonend verdecken konnte. In demselben Maaße, als der hellsehende Kaiser sich dem Willen Gregors anschmiegte, weil er sich auf die Länge dem starren und zugleich flüssigen Element der geistlichen Macht nicht vollkommen gewachsen fühlte, so gern er auch, abgesehn von der herrschenden Stimmung, den ungeheuern Kampf im Geiste seiner monarchischen Grundsätze fortgesetzt hätte; in demselben Maaße mied der Papst eine Annäherung, bei welcher die Erreichung gründlicher, dauerhafter Vortheile zweifelhaft blieb. Zuletzt (im Jahre 1230) erweichte das Zögern der fremden, aufgeforderten Unterstützung, inmitten geschärfter Gefahren, das Ansehen und die Wege der Vermittler, zu denen außer verschiedenen deutschen Bischöfen auf ausdrückliche Einladung Friedrichs auch der Herzog von Oesterreich gehörte, ferner der Reiz der gespendeten Verheißungen neben der Unmöglichkeit, durch längeres Widerstreben mehr zu erhalten, den harten Sinn des hochbejahrten Papstes, er schloß mit dem Kaiser Frieden, unter den festgesetzten

Bedingungen, daß derselbe rücksichtlich aller strafbaren Veranlassungen des ausgesprochenen Bannes, der Kirche eidlich Gehorsam zusage, allen seinen öffentlichen Feinden, die eigenen Unterthanen nicht ausgenommen, vollkommene Amnestie gewähre, erst nach Jahresfrist einzelne näher angegebene Besitzungen und andere ihm entrissene Güter zurück erhalte, nöthigenfalls nach dem Ausspruche von bestellten Schiedsrichtern, der Geistlichkeit und der Kirche alles Entzogene herausgebe, die erstern von der weltlichen Gerichtsbarkeit, ingleichen von Abgaben an den Staat freispreche, die Unabhängigkeit ihrer Wahlen nicht durch seine Dazwischenkunft antaste und hierüber, selbst mit Zuziehung deutscher Reichsfürsten die verlangte Bürgschaft leiste. Gegen Erfüllung sämmtlicher Punkte hob nun der Dominikaner Gualdo das verhängte Interdikt auf und die päpstlichen Legaten lösten den Bann des Kaisers.

Friedrich ließ sich eben so wenig unbedachtsam von dem Strome der Zeitbegriffe fortreißen, als er demselben mit unnützer Anstrengung entgegenschwamm, er suchte ihn mit seinen mächtigen Armen quer zu durchschneiden und gab auf keiner Seite mehr nach, als die Nothwendigkeit schlechthin erforderte. Dem Papste war das beharrliche Streben seines großen Gegners troß einzelner Ab- und Ausweichungen nicht entgangen, selbst der gegenwärtige Friedensschluß deckte ihm dasselbe wahrscheinlich nur in einer neuen Richtung auf, denn mochte der letztere auch die Sache der Kirche noch so kräftig gegen mögliche Beeinträchtigungen zu verwahren scheinen, so hatte sich doch Friedrich durch die dargebrachten Opfer aus einer Verlegenheit herausgewunden, die ihn mit der Zeit und an der Fessel ihrer engen Vorstel-

lungen unter den Papst hinabzudrücken drohte; dagegen stand er jetzt nach seiner anerkannten Reinigung dem apostolischen Stuhle gerade über, ohne sich, wie früher, aus abgedrungener Achtung für die lauten Forderungen seiner Mitwelt bücken zu müssen. Vermuthlich hatte er schon im Morgenlande, wo ihn das Gewebe der Hierarchie bei jedem Schritte umgarnte, seine Aussöhnung mit dem Papste, selbst um den theuersten Preis beschlossen, bei seiner Ankunft in Italien bestärkte ihn der vorgefundene Stand der Dinge in diesem bittern Entschlusse männlicher Selbstüberwindung.

Die Freundschaft der beiden christlichen Oberhäupter war ein Machwerk äußerer Verhältnisse ohne wahre, innere Haltung; Friedrich ging übrigens jeder offenen Reibung sorgfältig aus dem Wege, theils um nicht die Früchte seiner sauern Ergebung unzeitig zu verscherzen, theils in der besondern Absicht, den Papst bei dem nahen, unvermeidlichen Kriege mit den lombatdischen Städten in einer bequemen Entfernung zu halten: die Verschwörung derselben während der Abwesenheit des Kaisers in Palästina war ziemlich sicheren Vermuthungen zufolge in ihrem Keime und fernerem Wachsthume von Gregor gepflegt worden; indem ihn jetzt (1233) Friedrich zum Vermittler und Schiedsrichter aufforderte, schmeichelte er nicht nur seinem oberpriesterlichen Selbstgefühle, sondern beschränkte ihn zugleich öffentlich mit gutem Anstande auf die Rolle eines ruhigen Zuschauers. Gregor beschied auch wirklich Abgeordnete der streitenden Parteien vor sich nach Rom zum Behufe eines Vergleichs, sandte bald darauf einen Legaten mit dem Auftrage der Versöhnung zu den unter sich selbst entzweiten lombardischen Städten und im nächsten Jahre ließ er ihnen sogar

unter der Hand andeuten, sie möchten auf sein gutes Vernehmen mit dem Kaiser kein übermäßiges Gewicht legen. Gregor hatte noch vor den besagten, schwerlich ganz reinen Dienstleistungen eines Friedensunterhändlers die Hülfe des Kaisers gegen die aufrührerischen Römer aufgefordert (1232), ohne von ihm etwas mehr, als eine gefällige Antwort zu erhalten; späterhin (1234) wiederholte er unter gleichen Umständen dieselbe Bitte und dießmal leistete ihm Friedrich mit allem Nachdruck den nöthigen Beistand. Die Römer suchten die päpstliche Herrschaft, nach ihrem Dafürhalten ein eben so schmerzliches als drückendes Joch, völlig abzuschütteln, sie vertrieben Gregor neuerdings aus ihrer Stadt, verjagten seine Besazungen aus der Umgegend, stellten eine bewaffnete Macht aus ihrer Mitte daselbst auf, brachten die alte wohlbekannte Vollmachtsformel S. P. Q. R. wieder in Gestalt einer republikanischen Losung zum Vorschein, eigneten sich die Einkünfte und Rechte einer obersten Finanzverwaltung zu, unterwarfen den Klerus öffentlichen Gerichten und forderten von dem Papste für die Vertheidigung der Kirche ein jährliches Schutzgeld. Gregor verdankte die Rettung aus der augenscheinlichsten Gefahr und die Rückkehr des bürgerlichen Gehorsams lediglich dem vollkommenen Siege der kaiserlichen Waffen, seine Dankbarkeit hielt sich dessenungeachtet streng in den engen Schranken, die ihm die hierarchische Politik vorzeichnete.

Der glückliche Fortgang des Krieges gegen die lombardischen Städte erregte um diese Zeit ihm die schmerzlichsten Besorgnisse; hier war die wunde Stelle, welche nicht schnell und wirksam genug unterbunden werden konnte, Hannibal vor den Thoren Roms mag seinen alten Bewohnern

kaum so gefährlich erschienen sein, als dem jetzigen Papste Friedrich nach vollendeter Bezwingung der Lombarden. Für den Augenblick trat Gregor mehr in der Stille als offen hervor; die Empörung Heinrichs gegen seinen kaiserlichen Vater mochte den geheimen Wünschen des Papstes nicht zuwider sein, im Angesichte der Welt mißbilligte er dieselbe und bestrafte sie an dem unnatürlichen Sohne durch Vollziehung des Bannes, mahnte dessen Anhänger laut von ihrem heillosen Beginnen ab und hatte die Genugthuung, daß Friedrich gegen ihn nie den Verdacht einer schimpflichen Theilnahme äußerte, erst in der Folgezeit hat sich die anklagende Stimme verschiedener Geschichtsschreiber gegen ihn erhoben. Um jedoch den Fortschritten des Kaisers in der Lombardei ein anständiges Hinderniß in den Weg zu legen, forderte er ihn zu einem Kreuzzuge nach Palästina auf und trug sich für die streitigen Angelegenheiten Oberitaliens als Vermittler an. Das Ansinnen eines Kreuzzuges lehnte Friedrich mit der schriftlichen Antwort ab: „Italien ist mein Erbland, wie die ganze Welt weiß. Nach fremden Gütern streben und das seinige hintansetzen, beweist Ehrgeiz und Uebermuth, besonders da mich der Italiener und vorzüglich der Mailänder Uebermuth beleidigt hat. Ueberdieß bin ich Christ und als ein Diener Christi verbunden, des Kreuzes Feinde zu bekämpfen. Da nun so viele Ketzereien in Italien nicht nur hervorsprossen, sondern schon zum Walde anwachsen, da in den italienischen Städten schon das Unkraut die Saat zu ersticken anfängt, besonders in Mailand; so wäre ein Angriff auf die Saracenen, ohne diese Wunden erst geheilt zu haben, ein Beginnen, das dem eines Arztes gleiche, der eine Schußwunde nur

mit Salbe überschmieren wollte, ohne sie zuzuheilen. Ich, ein einzelner Mann, kann nicht allein eine so große Last übernehmen und die Feinde des Kreuzes ohne großes Gefolge angreifen und die so zahlreichen, so tapfern Ungläubigen überwinden. Da ich nun ohne große Schätze einem so wichtigen Unternehmen nicht gewachsen bin: so habe ich vor, die Reichthümer jenes Landes zur Unterstützung und Rächung der Gekreuzigten zu verwenden, denn Italien hat Ueberfluß an Waffen, Pferden und Geld." Friedrich zahlte hier mit derselben falschen Münze, durch welche ihn der Papst nach Palästina locken wollte.

Im Jahre 1236 schrieb er einen Reichstag nach Parma aus und brach mit seinem Heere aus Deutschland nach Italien. Die Mailänder wagten es, ihm mit gewaffneter Hand den Eintritt zu versperren; er überwältigte sie in mehreren Schlachten und Belagerungen, erbeutete ihre Hauptfahne, das sogenannte Caroccio, und schickte dieselbe nach dem Beispiele der alten römischen Kaiser dem römischen Rathe und Volke zu. Endlich bequemten sich die Mailänder, erschöpft von fruchtlosen Anstrengungen, zur Unterwerfung, jedoch auf gewisse Bedingungen, der Kaiser verlangte unbedingte Ergebung und reizte dadurch seine gedemüthigten Gegner zu einem verzweiflungsvollen Widerstande.

Gregor hatte auch die Venetianer und Genueser in das Bündniß gegen den Kaiser hineingezogen; als der letztere vor Brescia den Wechsel des Kriegsglücks erfuhr, zuckte von Rom aus (1229) der erneuerte Bannstrahl über sein Haupt hin. Die vermeinten Rechtfertigungsgründe waren mühsam und unsicher zusammengerafft, das wahre Vergehen, wofür Friedrich büßen sollte,

lag ganz wo anders, in der Kraft, mit welcher er seine Hand über Italien ausstreckte. Der Kaiser erkannte mit seinem gewohnten Schnellblick die Absichten des Papstes, machte ihm in Rom selbst zu schaffen, und beantwortete die einzelnen gegen ihn angebrachten Anklagepunkte mit vieler Mäßigung. In dem Gegen-Manifest, das Friedrich nach argloser Bekanntmachung des Bannes in Form eines Schreibens an den König von England und andere Fürsten erließ, legte er es sichtbar darauf an, den Unwillen Gregors in rasenden Grimm zu verwandeln, er nannte ihn einen brüllenden Löwen, einen wahnwitzigen Propheten, einen Priester, der das Heiligthum beflecke, dessen Haß er sich vorzüglich durch die verweigerte Heirath seines natürlichen Sohnes Heinrich mit einer Nichte des Papstes zugezogen habe. Nun überschritt auch Gregor in seinem Rundschreiben an die europäischen Herrscher die Grenzen der Mäßigung und des Anstandes.

„Es ist ein Thier (bestia) aus dem Meere heraufgestiegen — dieser Eingang ist aus der Offenbarung Johannis entlehnt — voll von Namen der Lästerung; mit den Füßen eines Bären und mit dem Rachen eines Löwen wüthend; an den übrigen Gliedern aber wie ein Leopard gebildet, öffnet es seinen Mund zu Schmähungen des göttlichen Namens und unterläßt nicht, sein Zelt und die Heiligen, die im Himmel wohnen, mit ähnlichen Pfeilen anzugreifen.“ Es dürfe Niemand befremden, der die Lästerungen jenes Thieres kenne, heißt es in der fortgesetzten Parallele, daß es damit auch den Papst angefallen habe, da es den Namen des Herrn von der Erde zu tilgen suche. Wer den Kopf, die Mitte und das Ende dieses Thieres gehörig betrachte, der müsse auch in den

abscheulichen Reden, Lastern und Betrügereien des sogenannten Kaisers Friedrich das Conterfei jenes Ungethüms erkennen. Hierauf folgt eine Abweisung aller Vorwürfe Friedrichs und eine nochmalige zusammengedrängte Aufzählung der päpstlichen Gegenbeschwerden, im Tone der ungestümsten Polemik. Friedrich habe Gott und die Kirche betrogen, er sei ein Gefäß der gröbsten Unehre, eine sich krümmende Schlange, in seiner Person ein Wiederaufwecker des Zauberers Simon. Weit entfernt, daß der Papst bei dem Kaiser die vorerwähnte Vermählung zur Sprache gebracht habe, sei der Antrag vielmehr von Friedrichen ausgegangen, jetzo mache er es nach Ablehnung seines ursprünglichen Anerbietens wie die egyptische Hure mit dem Joseph, auf den sie die Schuld der unzüchtigen Zumuthung durch eine falsche Anklage wälzte. Uebrigens müßten sich die Fürsten und Bischöfe darüber freuen und deshalb Gott danken, daß dieser Schatten des Todes, der sich mit Vergnügen einen Vorläufer des Antichrists nennen höre, ohne das nahe Gericht seiner Beschämung abzuwarten, mit eigenen Händen die Wand seiner Abscheulichkeiten ausgrabe und in der Vertheidigungsschrift seine Werke der Finsterniß durch die Behauptung aufdecke, daß er von dem Statthalter Christi nicht habe excommunizirt werden können. Weil es aber manche nicht leicht glauben dürften, — mit dieser Beschuldigung rückte der Papst am Ende seiner giftigen Diatribe hervor — daß Friedrich sich in die Worte seines Mundes verstrickt habe, so sind die Beweise zum Siege des Glaubens vorhanden, insofern jener König der Pestilenz offenbar behauptet, daß die ganze Welt von drei Betrügern, Christus, Moses und Mohammed hintergangen worden sei, von

welchen zwei in Ehren gestorben, Jesus hingegen am Halse aufgehängt worden sei. Außerdem hat er sich der zuverlässigen Versicherung oder vielmehr der handgreiflichen Lüge erfrecht, daß alle Thoren wären, welche wähnten, Gott, der allmächtige Schöpfer der Natur, sei von einer Jungfrau geboren worden. Diese Ketzerei bestätige er durch den Irrthum, daß keiner habe geboren werden können, dessen Empfängniß nicht die Verbindung von Mann und Frau vorhergegangen sei und daß der Mensch nichts anders glauben müsse, als was er durch Kräfte und Gründe der Natur zu beweisen vermöge."

Paris, ein englischer, sehr freimüthiger Benediktinermönch, hat über das vorstehende Ausschreiben des Papstes sehr interessante Bemerkungen hinterlassen. „Als dasselbe — so sagt er — herumgeschickt worden war, fiel auf die Sache des Kaisers ein starker Verdacht. Und hätte nicht die römische Geldgierde die Verehrung der Völker von dem Papste mehr, als es nöthig und nützlich war, abgezogen, so würde die ganze Welt, durch dieses Schreiben erbittert, wider den Kaiser als einen offenbaren Gegner der Kirche Christi aufgestanden sein. Aber leider wurden viele Söhne von ihrem Vater, dem Paste, losgerissen und behaupteten als Anhänger des Kaisers, daß der unversöhnliche, zwischen ihnen schon verhärtete Haß die vorgedachten Zänkereien und ausgesonnenen Vorwürfe erregt habe. Das Volk, so fährt er fort, könne sich nicht darein finden, daß Friedrich, wie man ihm früher nachgesagt, dem Mohammed und dem saracenischen Gesetze mehr Beifall gegeben haben solle, als dem christlichen, und auf einmal angeblichermaßen in die entgegengesetzte Richtung abgekommen sei, nämlich in so weit, den Moham-

med einen Betrüger zu nennen. Der Kaiser schreibe sonst in seinen Briefen demüthig und katholisch von Gott, nur in dem letzten verunglimpfe er den Papst und nicht sein Amt."

Der Kanzler Peter de Vineis, ein Geistesverwandter Friedrichs, verfaßte in dessen Namen und Sinn ein Rundschreiben, das den Fürsten und Prälaten der europäischen Christenheit die Augen über die wüthenden Invektiven des Papstes öffnen sollte; Angriff und Vertheidigung nahm immer deutlicher die Form eines vor dem Tribunale der öffentlichen Meinung geführten Processes an. Im Eingange wird wieder die gangbare, beliebte Parallele zwischen dem Kaiser- und Priesterthume unter dem Bilde des Mondes und der Sonne aufgestellt; sie konnte dem monarchischen Charakter Friedrichs unmöglich behagen, der sein Angesicht gewiß lieber den feurigen Strahlen der Tageskönigin, als dem matten Schein des stillen Nachtwandlers zuwandte; die schwache Seite der Völker und Herrscher mußte geschont werden, die Klugheit gebot Schmiegsamkeit, um der Sclaverei zu entgehen. „Aber, so heißt es weiter, der auf dem Katheder der verkehrten Lehre sitzende, der mit dem Oel der Schelmerei mehrmals seine Mitgenossen gesalbte Pharisäer, der jetzige Papst, sucht dasjenige zu entkräftigen, was aus einer Nachahmung der himmlischen Ordnung hervorgegangen ist. Er will den Glanz unserer Majestät verfinstern, indem er durch lügenhafte Schreiben unsern Glauben anklagt. Er, der bloß dem Namen nach Papst ist, er hat uns das aus dem Meere heraufsteigende Thier genannt, das voll Namen der Lästerung ist. Wir behaupten dagegen, er sei das Thier (bellua), von welchem geschrieben steht: (Offenbar. Joh. Cap. 13)

Ein anderes rothes Pferd ging aus dem Meere heraus; und der auf demselben saß, nahm den Frieden von der Erde, damit die auf derselben Lebenden sich einander umbringen möchten. Denn von der Zeit seiner Erhebung an hat dieser Vater, nicht der Barmherzigkeiten, sondern der Uneinigkeiten, dieser sorgfältige Beförderer der Verwüstung, nicht der Tröstung, die ganze Welt zu Aergernissen gereizt. Und, um seinen Werken die rechte Deutung zu geben: so ist er der große Drache, der die ganze Welt verführt hat; der Antichrist, dessen Vorläufer er uns nennt: der andere Bileam, durch Geld gedungen, uns zu fluchen; ein Fürst der Finsterniß, einer von denen, welche die Weissagungen gemißbraucht haben. Der falsche Stellvertreter Christi will seine Fabeln mit der Beschuldigung ausschmücken, daß wir von dem Pfade der christlichen Lehre abwichen und gesagt hätten, die Welt sei durch drei Betrüger verführt worden." Gegen diesen Vorwurf rechtfertigt sich nun Friedrich in Beziehung auf die Person des Erlösers durch eine streng orthodoxe Erklärung. Was Mohammed betreffe, so sei ihm nicht unbekannt, daß dessen Körper in der Luft hänge, von Teufeln besessen; hier behauptete Friedrich, offenbar aus Achtung für den abergläubischen Zeitgeist, mit dem er schlechterdings nicht brechen durfte, wohl etwas mehr, als er im Grunde seiner Seele glaubte, er mußte Mohammed den bösen Geistern der Luft übergeben, damit er selbst sobald, als möglich, zu Ruhe gelange vor dem Geier der Ketzermacherei, der seinen christlichen Ruf zernagte. Moses, so setzt Friedrich hinzu, sei ein Freund und Vertrauter Gottes, auch ein Wunderthäter gewesen. Es befremde ihn übrigens, daß die Kardinäle und Prälaten, diese

Grundsäulen der Kirche, die Bewegungen des donnernden Richters nicht aufgehalten hätten. Er wisse es recht gut, daß sein Glück den Neid des Papstes entzünde, würde sein brüllender Widersacher sich nicht zur Ruhe bequemen, so solle er nächstens das Schwerdt der Rache fühlen.

So laut die Leidenschaft aus den Angriffen sprach, die zunächst der Person des Papstes galten, so ruhig und gemessen bewarb sich Friedrich zugleich wieder um das Zutrauen der Zeitgenossen; je sichtbarer der Papst, ein gewandter Parteigänger, darauf hingearbeitet hatte, ihm das sichtbare Kleinod zu entreißen, ohne welches selbst die Kaiserkrone nur leicht wog, desto eifriger bemühete er sich, der Welt zu zeigen, daß er dessen nicht unwerth sei. Gregor und Friedrich durchschaut'n einander vollkommen; keiner that einen Zug, ohne daß nicht sogleich eine geschickte Gegenbewegung erfolgt wäre; sie glichen zwei Schachspielern, die sich durch ihre rastlose Geschicklichkeit bis zur Verzweiflung bringen und auch aus der Verzweiflung wieder frische Kraft sammeln. Die Anklage der groben Ketzerei war glücklich abgewiesen, auch der feinere Verdacht sollte zerstreut werden. Solchergestalt erklärte der Kaiser ausdrücklich, daß er die Befugnisse der Kirche, soweit sie sich in geistlichen Sachen auf die fürstliche Gewalt erstreckten, vollkommen anerkenne, bis zum Ausspruche des Bannes, nur müsse derselbe rechtlich begründet sein, und die nothwendige Erforderniß fehle im vorliegenden Falle gänzlich, mithin sei der Blitz Gregors ein leerer Flimmer. Hätte der Papst über sein Strafverfahren eine genügende Rechenschaft geben sollen, er würde dabei vor unparteiischen Sachkennern hart in die Klemme gekommen sein; glücklicherweise hob

ihn der Credit des Suprematsystems, zusammengeflossen aus den reichen Beiträgen von Jahrhunderten, über die Pflicht einer befriedigenden Erörterung hinweg; sie machte seine oberrichterliche Gewalt zweifelhaft, indem sie nach Regeln der Ausübung fragte, sie unterwarf ihn, der in letzter Instanz entscheiden sollte, einer Prüfung und durchschnitt damit den Hauptnerven seiner Herrschaft. Friedrich verfuhr in seiner Weise ganz konsequent, wiewohl er unter der Hand durch eingemischte Beschränkungen die höchste Gerichtsbarkeit des Papstes wieder aufhob, die er ihm öffentlich nicht abzuleugnen wagte; Gregor handelte seinerseits nicht minder richtig, wenn er von dem Leitfaden des überlieferten Kirchenthums den Knoten gegen Friedrich schürzte, wie er es nach seiner reinpäpstlichen Ueberzeugung für unvermeidlich und heilsam hielt; daß die weiter oben aufgezählten Anklagen ihn dazu ermächtigten, mußte er ja besser wissen, als irgend jemand, besonders unendlich besser, als der Kaiser, sollte er anders nicht ein zitternder Schatten auf dem Stuhle des Petrus sein; beide standen sich hier, wie anderswo, in diametraler Richtung als vollkommene Antipoden entgegen; nie war der Kampf zwischen der weltlichen und geistlichen Macht so auf die Spitze gestellt als jetzt, das wußten die beiden feindlichen Helden sehr wohl, darum hielten sie sich so fest umschlungen, als wollte einer den andern durch fortgesetzten Druck ersticken. Auf der Erde stand Friedrich unerschütterlich fest, es kam darauf an, ihn vom sichern Boden weg in die irren Lüfte der Gedankenwelt hinaufzudrängen, das versuchte schon Gregor, noch mehr und mit weit größerem Erfolge Innocenz IV.

Friedrich war seiner Zeit, auch in Absicht

auf religiöse Aufklärung, mit seltener Kühnheit vorangeeilt, für einen Vorläufer des Antichrists, wie ihn Gregor schalt, war er zu gut und groß, eher darf man ihn, nach verschiedenen schlüpfrigen Anzeichen zu urtheilen, für einen lachenden Vorboten jener modernen Religionsphilosophie halten, die in unsern Tagen der katholischen und protestantischen Orthodoxie so viel Angstschweiß ausgepreßt hat; man glaubt fast, wäre unverbürgten Aussagen zu trauen, in seinen scherzenden Einfällen nicht einen Kaiser des Mittelalters, sondern Preußens großen Friedrich zu hören; beide haben wenigstens von dieser Seite auffallende Berührungspunkte, wie sich überhaupt in ihren Naturen eine merkwürdige Uebereinstimmung offenbart. So scheint sich Friedrich unter andern in der Abendmahlslehre zu der Meinung Berengars hingeneigt zu haben, wofern die folgende Anekdoten nicht auf rohen Mißverständnissen, geflissentlichen Uebertreibungen oder hämischen Verläumdungen beruhen; er liebte den Witz und starke Schläge, auf dem Schlachtfelde, wie in der Rede, neckte insbesondere die Priester gern mit dem Stachel satyrischen Muthwillens; er gefiel sich in einer gewissen liberalen Ungeberdigkeit; sie springt aus den ihm nacherzählten Aeußerungen mit einer so verrätherischen Leichtfertigkeit hervor, daß man für den ersten Augenblick geneigt wird, in dessen Zügen das Bild des Schalks zu erkennen, der sich in unbewachten Augenblicken auf Kosten der feststehenden Dogmatik eine freigeisterische Ergötzlichkeit erlaubte. Als ein Priester einst die geweihte Hostie zu einem Kranken trug, soll der Kaiser einem einer Vertrauten die Worte zugeraunt haben *):

---

*) Dieß meldet einer seiner Zeitgenossen, Alberich,

„O weh, wie lange wird noch dieser Betrug fortwähren!" Einer andern Sage zufolge ließ er sich in Gegenwart seiner Hofleute über denselben Gegenstand während seines Aufenthalts in Palästina noch stärker aus, veranlaßt durch die Frage eines saracenischen Fürsten, der von ihm wissen wollte, und zwar beim Halten der Messe, was es denn mit dem Gegenstande für eine Bewandtniß habe, dessen sichtbare Erhebung die anwesenden Christen in eine so tiefe, allgemeine Ehrfurcht versetze. Friedrich erwiederte hierauf, wie es heißt: „Unsere Priester erdichten, was sie so hoch höben sei unser Gott." Der Fürst bemerkte dagegen: Euer Gott müßte, wenn er auch dem größten Berge gleichkäme, doch von euern Priestern, die ihn täglich in der Messe genießen, verzehrt sein. Eine Variation desselben Gedankens soll ihm an der Spitze seines Kriegsheeres einst beim Anblick eines Kornfeldes entschlüpft sein in dem Ausrufe: „O wie viele Götter werden zu seiner Zeit aus diesem Getreide verfertigt werden!" Da Friedrich wußte, wie scharf ihm die Geistlichkeit nachspürte, was er als Kaiser der herrschenden Denkart schuldig sei, vorzüglich in seinen gespannten Verhältnissen zur Kirche; da außerdem sein öffentliches Leben so vielfältige Proben weiser Schonung und Selbstbeherrschung aufzeigt, so verliert die anfängliche Vermuthung, als habe er sich mitunter wirklich so arg vergessen können, gar viel von ihrer bestehenden Kraft. Allem Ansehen nach hat er nicht sowohl die Wahrheit der christlichen Lehre angegriffen, sondern die

---

in seinem Chronicon pag. 568., ohne jedoch die Wahrheit der Aeußerung zu verbürgen.

priesterlichen Mißbräuche, Täuschungskünste und Anmaßungen welche selbe umlagerten; wenn er von Betrügereien in Sachen des Glaubens sprach, so meinte er damit ohne Zweifel zunächst die hierarchischen Blendwerke, berechnet auf die Unterjochung der Welt, mit einem Worte, jene lügenhafte Praxis, die mit der lautern Wahrheit der Gesinnung Spiel und Wucher trieb. Sein tiefer politischer Blick, geschärft durch die schlimmsten Erfahrungen, leistete ihm bei dem Geschäfte der Entlarvung die besten Dienste; sein Widerstand gegen die Kirche und deren Auswüchse schloß sich daher unmittelbar an die Ergebnisse des Lebens an und selbst da, wo er dem altväterlichen Glauben in verwegenen Ausbrüchen der Laune den Krieg anzukündigen schien, hatte er es mehr mit der falschen Tendenz der Geistlichkeit, als mit dem Buchstaben der Dogmatik zu thun. Natürlich fing der beleidigte, argwöhnische Klerus die ausgesprühten Funken eines genialen Unwillens am liebsten und ersten im Zunder der Glaubensformeln auf und blies sie nachher mit schadenfroher Geschäftigkeit dem betreffenen Kaiser ins Gesicht; auf solchem Wege mag auch das Mährchen von den drei Hauptbetrügern (de tribus impostoribus) entstanden sein und ein ungenannter Chronikenschreiber hat vielleicht dessen Verbreitung befördert durch die wörtliche Aussage: „Auf einer Reichsversammlung zu Frankfurt am Main — (recht in Pleno!) — stieß der Kaiser im Jahre 1242 öffentlich die Lästerung aus, Moses, Christus und Mohammed hätten Juden, Christen und Heiden durch ihre Religionen verführt; wenn man seiner Leitung vertraue, so wolle er eine weit bessere Art des Glaubens und Lebens für alle Nationen einführen." Da hätte sich denn Friedrich unge-

fähr im Sinne der französischen Theophilanthropen und Vernunftmänner zu einem universalen Religionsfabrikanten aufgeworfen; der entschiedenste Unglaube konnte damals auf solchen Aberwitz nicht verfallen, am wenigsten die lauschende Besonnenheit Friedrichs, die weder sich, noch Andern Unmögliches zumuthete. Heinrich, der Landgraf von Thüringen, soll als dienstfertiger Zwischenträger jene tollen Phrasen dem Papste mitgetheilt haben; der letztere Gewährsmann ist wegen seiner unverhohlenen Parteilichkeit für Rom eine höchst gebrechliche Auktorität, nicht zu erwähnen, daß auch das bezeichnete Jahr 1242 für die Wahrheit der Erzählung eine schlechte Empfehlung abgiebt. Ueber die Rechtgläubigkeit Friedrichs müssen schon früher üble Gerüchte umhergeschlichen sein, sonst hätte sich die an und für sich ganz unstatthafte Anklage nicht so keck ans Licht gewagt, erhalten und späterhin sogar in eine Schrift von den drei Hauptbetrügern verwandelt, für deren Urheber oder Veranlasser der Kaiser lange Zeit heimlich gehalten worden ist.

Der Federkrieg ging dem Kampfe der Waffen als Signal voraus. Friedrich hatte zwar durch seine schriftliche Vertheidigung, wie er wohl merkte, die öffentliche Meinung nicht völlig versöhnt, aber doch gemildert, und auch dieß war schon ein bedeutender Gewinn. Umsonst bot der König von Frankreich, der fromme, gerechte und weise Ludwig IX., dessen Herz so groß war, daß die Schwäche seines Kopfes in Angelegenheiten des Glaubens ein kleiner Fehler blieb, umsonst bot dieser dem Papste seine Vermittelung an. Gregor konnte mit Sicherheit auf die lombardischen Städte rechnen, schloß mit den Venetianern (1239) ein Bündniß zur Eroberung des

sicilischen Reiches, gewann den Markgrafen von Este für sich, füllte seine Schatzkammer, jetzt ein Rüsthaus des Krieges, durch Gelderpressungen im Auslande, die nirgends so ergiebig waren, als in England, unter der Regierung des untüchtigen, gegen Rom knechtisch gesinnten Heinrich III. Ludwig IX. wehrte sich, trotz seiner aufrichtigen, nur etwas überspannten Liebe zu der Kirche und deren Dienern, so gut er konnte, gegen die ausschweifenden Forderungen des Papstes, auf andern Seiten erging es diesem noch schlimmer; man fing an, gegen die Rechtmäßigkeit seiner kriegerischen Unternehmungen Verdacht zu schöpfen, weil es so kostspielig war, ihm beizupflichten, die angezwackte Geldbörse kroch unvermerkt zu ihrer Rettung ins Gewissen hinein. Friedrich entwickelte gegen Gregor die ganze Festigkeit seines Charakters; alle Dominikaner und Franziskaner, lombardischen Ursprungs, mußten das sicilische Reich räumen, die übrigen Mitglieder der beiden Orden Bürgschaft für ihre Treue stellen, die Geistlichen steuern für den Bedarf des Krieges, alle seine Unterthanen Rom verlassen, und durften nur gegen besonders erhaltene Verwilligung dahin reisen; an den Grenzen seines Reiches hemmten aufgestellte Wachen jede gefährliche Verbindung mit Rom; jeden aufgegriffenen Ueberbringer päpstlicher Befehle erwartete der Strick*);

*) Friedrich soll dem Papste gedroht haben, er wolle es dahin bringen, daß derselbe statt der Krone Asche auf seinem Kopfe tragen, statt des Brodtes Aehren rupfen und statt seiner herrlichen weißen Pferde mit einem lastbaren Thier vorlieb nehmen müsse.

mitten unter den feindseligsten Anfällen reisten dessenungeachtet einige Bischöfe im Auftrage des Kaisers zum Sitze des Petrus, unter dem Vorwande, dort eine allgemeine Kirchenversammlung zu betreiben, Gregor erkannte die wahre Absicht der Sendung und wies die lästigen Boten unverzüglich aus der Stadt. Mit den deutschen Reichsständen stand Friedrich in erwünschtestem Vernehmen, sie erwiederten die Aufforderung des Papstes, einen neuen Kaiser zu wählen, mit der spitzigen Bemerkung, ihm gebühre gar nicht das Recht, einen neuen Kaiser aufzustell n, sondern bloß denjenigen zu krönen, welchen die Fürsten gewählt hätten. Die Bischöfe verweigerten die Bekanntmachung der päpstlichen Exkommunikation und riethen Gregorn einen Vergleich an. Ludwig IX. begnügte sich nicht damit, dem Papste den begehrten Beistand versagt zu haben, er meldete dem Kaiser auch das Geschehene.

Im Jahre 1239 eröffnete König Heinrich, Friedrichs Sohn, den Feldzug mit einem Angriff auf die Mark Ankona; Macrata fiel in seine Gewalt, er selbst dagegen unter den Bann des Papstes, welcher letztere sich auch gegen den Vater nochmals zu demselben Strafurtheil aufraffte. Dem verhängten Interdikte bot Heinrich durch die Feier des Gottesdienstes öffentlich Trotz, die deutschen Ritter, unwandelbare Anhänger des Kaisers, lachten der päpstlichen, ihnen angedrohten Zwangsmaaßregel; dagegen mußte ein Franziskaner auf Befehl Friedrichs in den Flammen für seine fanatischen Aufwiegelungen büßen, einer von den ersten Männern des Ordens trat sogar gegen den Papst öffentlich in die Schranken. Das Jahr 1239 war unter den Schwankungen des Kriegsglücks ohne sonderliche Ausbeute

verstrichen, im Folgenden drang Friedrich über Foligno, Citta Castellana, Montefiascone immer tiefer in das Herz des Kirchenstaates; Viterbo nahm den raschen Sieger freiwillig auf, weil es Rom haßte; hier stieg die Unruhe mit jedem Augenblicke zusehends höher, eine förmliche Procession sollte schnelle Rettung bringen, stellte aber nur die vorhandene grenzenlose Verlegenheit in ein helleres Licht. Der Papst bestätigte den alten Ausspruch, daß Noth die Mutter der Erfindungen ist, er trug die vermummten Köpfe der Apostel Petrus und Paulus in seinen Händen, um ihre schützenden Geister für die geängstigte Stadt aufzuwecken, und damit seine Kreuzzugspredigt gegen den gottlosen Kaiser desto wirksameren Fortgang habe, zeigte er Holz vom Kreuzesstamme vor. Die Kreuzsoldaten warfen den Rausch ihrer Begeisterung unter den Händen der strengen Sieger eben so schnell ab, als er angeflogen war; Friedrich konnte Rom, wie es scheint, erobern, wenn er wollte; er wollte nicht, weil die Gefangennehmung des Papstes ihm geringere Vortheile darbot, als dessen Einschließung; was hätte er auch mit der geheiligten Geißel beginnen sollen? Sämmtliche Dominikaner und Franziskaner jagte er dagegen aus seinem Reiche, bloß zwei blieben in jedem Kloster als Wache zurück.

Gregor ließ sich durch die Last von neunzig Jahren und das schwerste Mißgeschick nicht zu Boden drücken, er führte vielmehr einen Meisterstreich der päpstlichen Taktik gegen den Kaiser aus, indem er nun eine allgemeine Kirchenversammlung für das Jahr 1241 zusammenrief. Friedrich hatte eine solche mehrmals gewünscht, konnte er sie folglich mit Grunde ausschlagen, so sehr sie ihm auch zur ungelegenen Stunde kam? Es

war vorauszusehen, daß der Papst inmitten der versammelten Kirche das Aeußerste, wohl gar die Absetzung gegen den Kaiser versuchen würde. Gregor schlug ihm einen Stillstand vor, vermuthlich in der Absicht, um während der Waffenruhe die Mitglieder des Concils leichter und sicherer an sich ziehen zu können. Friedrich wollte ihn sich nur unter den beiden Bedingungen gefallen lassen, daß dieselbe nicht auf die Lombarden ausgedehnt und vor der Hand keine Kirchenversammlung angestellt würde; auch hier, wie überall, durchkreuzten sich die Absichten der beiden Gegner in den Hauptpunkten. In einem Schreiben an den König von England führt Friedrich die Gründe an, warum er für jetzt eine allgemeine Kirchenversammlung unmöglich zugeben könne. Die französischen, spanischen und englischen Bischöfe sollten auf Veranstaltung Gregors durch eine zu Genua ausgerüstete Flotte nach Rom abgesetzt werden; Heinrich, Friedrichs Sohn, schlug (am dritten Mai 1241) mit seiner sicilianischen Seemacht, verstärkt durch pisanische Schiffe, die geistliche Armada und brachte seinen Fang auf zwei und zwanzig eroberten Galeeren nach dem Neapolitanischen in Sicherheit. Nach der Einnahme von Benevent rückte der Kaiser drohender gegen Rom vor, sandte aber zugleich seinen Schwager, den Grafen Richard von Kornwall als Friedensunterhändler an den Papst ab. Und gerade jetzt, wo für den Papst Alles verloren schien, nahm er den schneidendsten Ton an, er wollte nur Frieden schließen, wenn der Kaiser sich unbedingt den höchsten Verfügungen der Kirche unterwürfe. Friedrichen kam die außerordentliche Zumuthung nicht unerwartet, er hatte sie vorausgesehen und scherzte über seine

Prophetengabe gegen Richard von Kornwall. In der größten Krisis des Streits starb Gregor, am 21. August 1241, nach einer Regierung von vierzehn Jahren, fünf Monaten und zwei Tagen. Kurz vor seinem Tode traf ihn neben so vielen harten Schlägen auch noch der schmerzliche Verlust seiner Anverwandten; Friedrich hatte sie bei der Einnahme eines festen Schlosses in Kampanien, ihrer angewiesenen Zufluchtsstätte, sämmtlich aufhängen lassen; eine unkaiserliche, beinahe unmenschliche That, für die man vergebens eine Entschuldigung sucht, wenn nicht auch hier böswillige Uebertreibung den Ruf des Hohenstaufen geschwärzt hat; in Augenblicken leidenschaftlicher Erbitterung hat er indessen nicht selten eine übermäßige Strenge blicken lassen. Die letzten gewaltigen Erschütterungen zerrissen den mürben Lebensfaden des eisgrauen Kampfhelden, in einem hohen Greisenalter, das nur die stärksten Naturen erreichen, bestieg er den päpstlichen Stuhl und behauptete ihn unter den unsäglichsten Anstrengungen über die neunziger Jahre hinaus; ein Wunder von Kraft, das an die Jugendzeit des menschlichen Geschlechts erinnert. In ihm lebte und webte die Idee des zu vollendenden Papstthums mit einer Zähigkeit, wie sie in gleichem Maaße vielleicht keiner seiner Vorgänger aufweist, selbst Gregor VII. nicht ausgenommen, denn dieser verstrickte sich nicht darin, sondern durchdrang sie mit allbelebender Schöpferkraft. Gregor IX. hat aus grenzenloser Liebe zur päpstlichen Correktheit manchen Schnitzer begangen; er war einer von den hartnäckigen Charakteren, welche nicht begreifen, daß über jedem einzelnen bestimmten Gesetz noch ein höheres steht, wodurch auch die beiläufigen Ausnahmen zur Regel erhoben wer-

den können, insofern sich in ihnen der leitende Geist des Ganzen ausspricht, eben in den scheinbaren Anomalien glänzt die geheime bildende Kraft am schönsten und reinsten. Wer gegen Gregor nicht ungerecht werden will, darf keinen Augenblick seinen großen Gegner Friedrich an die Seite stellen; schlüpfrig wie ein Aal und kühn wie ein Löwe glitt er leise dahin und brach dann wieder in reißenden Sätzen hervor; er war ein Proteus, der die Gestalt wechselte mit den Umständen, während Gregor in seinem päpstlichen Aufzuge, trotz aller eingeschlagenen Falten, viel zu steif und eigensinnig den Schnitt stehender Uniformen verrieth. Die probenmäßige Genauigkeit mag er gründlich verstanden und tüchtig gehandhabt haben; das canonische Recht verdankt ihm außer mehreren eigenen Entscheitungen eine neue auf fünf frühere zusammengetragene Sammlung von Dekretalen*), angefertigt durch den berühmten Raymund von Pennafort, auch Penyafuerte und in lateinischer Zunge Penna forte genannt; das wichtige Werk kam im Jahre 1234 zu Stande.*) Gregor war überhaupt ein Mann der Formen, die Formschneidekunst gehört zu den Lieblingsbeschäftigungen der Alten, Niemand hatte mehr Aufforderung und Gelegenheit, sie zu üben, als ein damaliger Papst. Dahin läßt sich auch mit einer heitern Wendung seine Freude am Heiligsprechen ziehen, er canonisirte außer den beiden Stiftern der Franziskaner und Dominikaner, welche für den Dienst der Päpste wurden, was ehedem die Unsterblichen für den Thron der persischen

*) Ausführliche Nachrichten darüber finden sich in Schröckh's Kirchengeschichte, Th. 16. S. 62 u. d. f.

Könige waren, auch Antonius von Padua und Elisabeth, die Gemahlin des Landgrafen Ludwig von Thüringen. Bei den Kreuzzügen stand ihm das unmittelbare Interesse des päpstlichen Stuhles oben an; im Sinne des kirchlichen Absolutismus verschmähte er je es beengende Bündniß mit untergeordneten Rücksichten, seine Handlungsweise sprach mit einer Abänderung des Namens die Devise aus: Aut Papa aut nihil! Alle christliche Fürsten und Völker, nicht minder der Klerus, sollten das Gesetz ihres ernsten Lebens aus den Händen der römischen Majestät empfangen; der Kampf mit dem Kaiser glich den Bewegungen eines Webestuhls, wo jeder Schlag nach allen Seiten die mannigfaltigsten Verbindungen knüpft, jedoch mit dem Unterschiede, daß Gregor, der Meister, es zuweilen vor Uebergeschäftigkeit im Treten und Greifen versah und einigemale mit schwerbeladenem Haupte auf seinem Sitze wankte; desto fester umklammerte er ihn und sank über denselben hin, wie der Spartaner auf seinem Schild. Seine Versuche, die griechische und römische Kirche zu vereinigen, die Art und Weise, wie er die Kräfte und Verhältnisse der gesammten Christenheit seinen eigenen dienst- und nutzbar zu machen suchte, und zumal seine finanziellen Gewaltstreiche, wenn man sie nicht mit einem feinern Namen Kunstgriffe einer grausamen Verlegenheit heißen will, führen das starke Bild seines in einen Punkt zusammengedrängten Lebens in hellen Abstufungen nach andern Seiten aus. Schon Innocenz hatte in Absicht auf Gelderpressungen, die von einigen Schriftstellern geradezu Beutelschneidereien genannt werden, ein verführerisches Beispiel gegeben, die Ausführung seines ungeheuern Systems zwang ihn zum Auf-

finden außerordentlicher Hülfsmittel; derselbe Stand der Dinge dauerte auch unter Gregor IX. fort, ja er hatte sich im Grunde noch verschlimmert. Ein Feuer, das den Vatikan zu verzehren drohte, mußte nach der echt päpstlichen Logik Gregors billig von den vereinigten Löschanstalten aller christlichen Länder gedämpft werden, die Glaubensunterthanen und Vasallen Roms waren dessen natürliche Spritzenleute; nun wurde zwar Geld statt des Wassers gefordert, das Bild paßt aber dennoch, weil das Geld meistens eben so wie Wasser zerrann. Es ist mit der Einführung neuer Abgaben überall eine eigene Sache, sie will, so sagt man, gründlich beurtheilt werden, sollte auch der eingeschlagene Weg mitunter bis nahe zum Abgrunde führen; warum soll das finanzielle Genie eines Papstes weniger gelten, als das System der modernen Zwangsanleihen? Es läßt sich im Scherz und auch im Ernst behaupten, daß Roms geistliche Herrscher das Papiergeld viele Jahrhunderte früher eingeführt haben, als den weltlichen Fürsten ein ähnlicher Gedanke beigekommen ist. Das Papiergeld beruht im Wesentlichen auf der Masse des vorhandenen Credits; die römische Hierarchie war in der Zeit, von welcher wir reden, der Credit in eigener, leibhafter, höchster Person, Dogmatik, Tradition, Verfassung stellten um die Wette Anweisung auf diesen Credit aus: darf es befremden, daß Rom seinem eigenen Credit schon in dem verschrienen bleiernen Mittelalter mit prüfender Hand an den Puls gefühlt hat? Jeder wirthschaftliche Mann will wissen, wie reich oder arm er ist, das konnte Gregor nur erfahren, wenn er im Namen des päpstlichen Credits, gleichviel in welchen Ausdrücken, anderwärts anklopfte; obenein bahnte er dadurch

der vielfach besteuerten Welt den sichersten Weg zum Himmel, schon nach dem Spruch, daß Geben seliger ist, denn nehmen. Auf eine genaue Schilderung seiner Gesinnungen und Sitten gehen die Geschichtschreiber nicht ein; sein heftiger und zugleich unbiegsamer Sinn, durch Verwickelung der Verhältnisse und leitende Grundsätze bis zur trotzigen Selbstständigkeit gestählt, leuchtet sattsam hervor; was er als Papst war, wissen wir, wie er in andern Beziehungen dachte und handelte, erfahren wir nicht, als Stylistiker soll er sich rühmlich ausgezeichnet haben; der Gehalt seiner Schriften mag der Form an Werth nachstehen.

Cölestinus IV. (1241).

Friedrich legte der Wahl eines neuen Papstes nicht das mindeste Hinderniß in den Weg, seine schlimme Stellung zur Kirche erlaubte ihm keine unmittelbaren Eingriffe, machte ihm vielmehr das Ansehen einer reinen Entsagung zur Pflicht; außerdem waren die Kaiser seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren merklich von jeder nähern, entscheidenden Einmischung in das Wahlgeschäft zurückgedrängt worden, theils durch den langwierigen Kampf mit Rom, theils durch die festere Ausbildung des Kardinalkollegiums. Dieses, verstärkt durch den Zutritt einiger Mitglieder, welche Friedrich der bevorstehenden Papstwahl wegen, ihrer Haft entlassen hatte, jedoch unter der Bedingung, sich nachher wieder als Gefangene

einzustellen, berief den Kardinalbischof von Ostia, Godfrid oder Goffred, einen Mailänder, aus dem vornehmen Geschlechte der Castiglioni, auf den erledigten apostolischen Stuhl. In früherer Zeit hatte er zu Mailand die Würde eines Stiftsherrn und Kanzlers bekleidet, selbe nachher mit dem Klosterleben bei den Cisterziensern vertauscht und war dann von Gregor zum Kardinalat befördert worden. Dem Kaiser war mit der Erhebung dieses friedfertigen Mannes ganz wohl gedient; ist es als ausgemacht anzunehmen, daß Friedrich die angeblich etwas zwiespaltige Wahl durch seine Dazwischenkunft zu Gunsten Godfrieds entschieden hat, so würde daraus hervorgehen, daß er denn doch einen größern Einfluß behauptete, als ihm ein ausgezeichneter, oft angeführter Geschichtschreiber des Papstthums zugestehen will.*) Friedrich stand mit seinem Heere in der Nähe Roms, die Wahl geschah, um so zu sagen, unter seinen Augen, seine furchtbare Nähe konnte die uneinigen Kardinäle, wenn er Partei nehmen wollte, also wohl zum Nachdenken bringen; wie aber eine Spaltung möglich war, wofern die von Alexander III. vorgeschriebene Wahlordnung beobachtet wurde, das ist schwer zu begreifen. Godfried verwandelte sich unter der Tiare in Cölestin IV.; das ist so ziemlich Alles was man von ihm weiß; nachdem er sich so auf diese Weise einen Namen gemacht hatte, versenkte ihn der Tod schon am achtzehnten Tage nach seinem Regierungsantritt in das Reich der

*) Planck in seiner Geschichte des Papstthums zweiten Bandes erster Abschnitt, Seite 552.

historischen Schattenbilder; sein hohes und schwächliches Alter scheint den ausgestreuten Verdacht einer Vergiftung hinlänglich zu widerlegen.

Innocenz IV. (1243—1254).

Cölestins Tod führte eine beinahe zweijährige Vakanz herbei, deren Ursachen bei aller Verschiedenheit der Angaben, sobald man selbe verbindet, anstatt zu trennen, nicht zweifelhaft sein dürften. Die Hauptlosigkeit der römischen Kirche verursachte Friedrichen unfehlbar eine stille Freude, welche ernste und saure Miene er auch dagegen annahm; unter dem Scheine, die Wahlfreiheit der Kardinäle gewähren zu lassen, zog er sich vermuthlich einige Zeit gänzlich von aller Theilnahme zurück, und hatte noch den Vortheil, sich seiner Enthaltsamkeit rühmen zu können, obwohl sie ihm insgeheim die süßesten Genüsse gewährte. Das Säumen der Kardinäle läßt sich deutlich genug erklären; es giebt darüber mehrere historische Hypothesen, es sollen unter ihnen Parteiungen vorgewaltet haben, verknüpft mit dem tiefgewurzelten Hasse der Welfen und Gibellinen, den Regungen der Eifersucht, den Besorgnissen vor dem Kaiser, der verschiedene Mitglieder noch in der Gefangenschaft zurückhielt. Dem sei übrigens, wie ihm wolle, so ist im Allgemeinen ungefähr Folgendes klar. Es schien den Kardinälen wohl eben so bedenklich, Friedrich durch eine ihm mißfällige Wahl vor den Kopf zu stoßen, als sie nach seinem Geschmack einzurichten; der leerge-

wordene Posten bot von der einen Seite hohe Ehren, von der andern fast noch größere Gefahren dar; er reizte und schreckte zugleich, so daß keiner dem andern gern gönnte, was er offen kaum zu begehren wagte; ein anhaltendes Interregnum ließ ferner im Schooße der verwitweten oder bräutigamslosen Kirche das Spiel mehrerer Werber zu; wo Niemand wahrhaft herrscht, da fällt für den zerstückelnden Heißhunger nach Macht um so eher etwas Erkleckliches ab; endlich konnten sich die Wähler, während sie zu schlafen schienen, gegen Friedrich bequem auf die Lauer legen, um ihm irgend eine Blöße abzugewinnen oder doch um zu sehen, wo er hinaus wollte. Von Zeit zu Zeit hielt er den Kardinälen ihre Pflicht vor, ließ sie dann aber wieder gemächlich rasten, zuletzt, als er merkte, daß man ihm den Aufschub zur Last legte, wenigstens zur Last legen könne, ließ er sie härter an, wie es scheint, nicht ohne gesuchte Schärfe; er nannte sie Söhne Belials, Thiere ohne Häupter, verhetzt von satanischer Unreinigkeit, die in ihrer greuelvollen Thorheit nicht bedächten, daß die Israeliten, weil sie vierzig Tage ohne Anführer herumgeirrt waren, endlich im Uebermaaße des Unsinns ein Kalb zum Gott aufstellten. „Jetzt — so sagt er unter andern — hört man die Donner Petri und Pauli nicht mehr; die Prediger sind stumme Hunde, zum Stillschweigen gezwungene Hunde; vielleicht sind eure Hände zum Nehmen bereit, aber es fehlt an Geschenken, weil diejenigen, die sonst von Saba Gold brachten, nicht kommen, indem sie den Herrn nicht mehr in der Krippe finden.“ Jetzt erhielten auch die gefangenen Kardinäle von ihm ihre Freiheit zurück, damit die andern die Wahl nicht länger aussetzen konnten, unter dem Vorgeben, als seien sie für sich allein

dazu unbefugt. Da sie dessenungeachtet noch immer in der alten unschlüssigen Trägheit verblieben, so setzte er sie durch die Einschließung Roms und durch die Verwüstung ihrer Güter drohend in Athem.

Die Wahl war ein Meisterstück der berathenden Weisheit, so glücklich, so unübertrefflich hatte sie für den Vortheil der Kirche und die gegenwärtigen Zeitumstände den außerordentlichen Mann herausgefunden, der sich wie ein Phönix mit leuchtenden Flügeln aus der Asche des schmerzlich vermißten Innocenz hervorhob; der neue Papst nannte sich nach ihm, unstreitig der Welt gleich von vorn herein anzukündigen, daß jener in ihm, Innocenz IV., wieder auftreten solle. Die Kardinäle hatten die Wahl Sicherheits halber nicht in Rom, sondern in Anagni vollzogen, sie war auf den Kardinalpriester Sinibald, einen Genueser, aus dem gräflichen Hause Fieschi, gefallen. Friedrich stellte sich, als sei er mit derselben gar wohl zufrieden, veranstaltete im Ausbruche scheinbarer Freude sogar öffentliche Dankgebete, um die Meinung der Menge zu gewinnen und wo möglich auch den neuen Papst zu bestechen; im vertraulichen Gespräch mit seinen Hofleuten, die dem Kaiser zu der Erhebung Sinibalds, seines bisherigen Freundes, Glück wünschten, soll er hingegen mit achtungsvollem Geiste geäußert haben: „Ich habe vielmehr einen Freund an ihm verloren, er wird ein grausamer Gregor werden."

Friedrich sprach sogleich durch seine Gesandte, den Erzbischof von Palermo, den Kanzler Peter de Vineis und Thaddäus de Suessa, gegen Innocnz das Verlangen aus, daß die ihm von Seiten der Kirche widerfahrene stiefmütterliche Behandlung sich in eine natürliche

verwandeln möge. Der Papst legte den kaiserlichen Abgeordneten die freundlichsten Gesinnungen zu Tage, bekräftigte dieselben von neuem öffentlich in dem Ausschreiben, worin er der gesammten Christenheit seine Erhebung anzeigte, verwahrte aber dabei das Ansehen der Kirche und sein eigenes zugleich so wohlbedächtig, daß der Kaiser immer tiefer ins Gedränge hineingerieth.

Innocenz suchte besonders den schon von Gregor ausgestreuten Verdacht der Ketzerei gegen den Kaiser recht geflissentlich in Umlauf zu bringen; dieses Gift hatte in der Volksmeinung hier und da bereits gefährliche Blasen gezogen und versprach dem Papste, wenn er es nährte, für die Zukunft noch weit bessere Dienste. Bei allen Aeußerungen einer erheuchelten Friedensliebe kam Innocenz jedesmal wieder auf den Punkt zurück, daß der Kaiser im Punkte des Glaubens auch wohl ein räudiges Schaaf sein dürfte, das zu der reinen Heerde nicht eher zugelassen werden könne, als bis es vollkommen gereinigt sei. Friedrich, so ließ sich der Kaiser vernehmen, unterhalte nicht nur als Feldherr saracenische Soldaten, sondern auch als Liebhaber saracenische Mädchen, zum größten Anstoße aller wahren Christen. Die angebrachte Beschuldigung brachte den Kaiser nirgends so merklich in einen so üblen Geruch, als in Deutschland, wo der Fanatismus der Bettelmönche den großen Haufen nach Belieben gängelte; die Bischöfe und selbst die weltlichen Stände, deren Treue seit einiger Zeit wankte, drohten hier und da mit offenem Abfalle. Der Kaiser war bereit, seinen Frieden mit der Kirche unter den härtesten Bedingungen zu erkaufen, der Graf von Toulouse, Peter de Vineis und Thaddäus von Suessa beschworen denselben in Namen Frie-

drichs. Sie gingen darauf hinaus, daß er der Kirche alles Eroberte oder Entrissene zurückgeben, die gefangenen Bischöfe freilassen und ihnen, so wie andern Schützlingen des Papstes nach dem Ermessen des letztern Schadenersatz leisten solle. Nichts anders sei jedoch nothwendig, als die schriftliche Erklärung, daß er dem von Gregor IX. ausgesprochenen Bann bloß darum keine Folge gegeben habe, weil demselben nach seiner eigenen Meinung und dem Beirathe seiner nächsten Umgebung die gehörige Form der Ankündigung und insofern auch die rechtskräftige Gültigkeit abgegangen sei, er habe demnach unter dieser Voraussetzung auch das rücksichtslose Verhalten eines Nichtexcommunicirten beobachtet, ohne deshalb die Schlüsselgewalt der Kirche bezweifeln oder gar hintansetzen zu wollen; freilich müsse er sich wegen dieser leichtsinnigen Uebereilung einer schweren Schuld anklagen, unterwerfe sich nun aber auch um so unbedingter bis zum Augenblicke seiner Lossprechung der bindenden Kraft des bisher nicht beachteten Bannes und jeder vom Papste verlangten Genugthuung. Damit seine demüthige Bereitwilligkeit nicht dem mindesten Zweifel unterliegen möchte, bezeichnete Friedrich im Voraus mehrere Entschädigungen und Werke der Andacht, durch deren Uebernehmung er den nachgesuchten Frieden mit der Kirche bevestigen wolle. Der Kaiser und der Papst waren einander schon bis auf eine unbeträchtliche Entfernung entgegen gekommen, jener bis nach Terni, dieser nach Sutri, da stießen sie durch gegenseitige Schlauheit in einem wesentlichen Ausgleichungspunkte so hart aneinander, daß die Unterhandlungen sogleich zu stocken anfingen und sich bald darauf völlig zerschlugen. Sie waren einander in feiner, ent-

schlossener Politik gewachsen, vielleicht gebührt Innocenzen, wenn man bedenkt, wie viel er im Augenblicke der Entscheidung aufs Spiel setzte, der Ruhm der kühnern Virtuosität. Friedrich hatte nämlich die Lossprechung vom Banne als Initiative vorangestellt, man begreift, aus welchem Grunde und in welcher Absicht; der Papst wollte dagegen noch vor der Absolution einen und den andern Punkt des Vertrags erfüllt wissen. Die Ausflüchte des Kaisers verstärkten das ohnehin wachsame und keineswegs überflüssige Mißtrauen des schlauen Gegners: seine starke Seele entdeckte einen überraschenden Ausweg, Gedanke und Ausführung waren des erfindungsreichen, scharfsinnigen Urhebers würdig. Seine Flucht nach Genua mochte für den schlimmsten Fall schon seit einiger Zeit beschlossen sein; jetzt reifte das Vorhaben schnell zur That; mit seinen Landsleuten hatte er deshalb bereits eine Verabredung getroffen. Noch am Tage seiner Ankunft zu Sutri wollte er, wie er späterhin erklärte, die Nachricht empfangen haben, daß dreihundert toskanische Soldaten ihn in der nachfolgenden Nacht aufheben sollten; ein solcher Gewaltstreich paßt mehr in das System eines Napoleons, als zu der Verfahrungsweise Friedrichs, der es sich so unendlich viel kosten ließ, die öffentliche Meinung zu versöhnen; wahrscheinlich vergalt Innocenz in seinem Vorgeben List mit List oder sein gespannter Geist, vertraut mit den Extremen, rückte eine entfernte Möglichkeit in die Nähe sichtbarer Erscheinungen. Der Papst warf sich, wie Matthäus Paris, ein Zeitgenosse und unverdächtiger Geschichtszeuge, meldet, in der ersten Nachtstunde in ein altes Oberkleid, bestieg leicht bewaffnet ein schnelles Pferd und eilte im tiefsten Geheimniß davon.

Am andern Tage kam er zu Civita Vecchia an, hier fand er drei und zwanzig wohlbemannte Galeeren. Von Genua aus, wohin er abgeschifft war, begab er sich nach Frankreich und langte noch in demselben Jahre zu Lyon an; diese Stadt gehörte zwar zum burgundischen Reiche und folglich zum kaiserlichen Gebiete, allein die Bande, welche sie mit Deutschland verknüpften, hatten schon seit langer Zeit einen schwachen Halt. Umsonst widerriethen die französischen Großen ihrem frommen Könige die Aufnahme und Beschützung eines so gefährlichen Gastes, die Vorstellungen der Cisterziensermönche, unterstützt von den Bitten der Königin Mutter, schlugen in dem Herzen Ludwigs jede Bedenklichkeit nieder. Es war dem Papste gelungen, auf seiner Flucht den Grafen Amadeus von Savoyen für sich zu gewinnen; der Wankelmuth des leztern löste aber gar bald das leicht gewebte Einverständniß wieder auf. Auf einigen andern Punkten hatte sich der Papst vergeblich nach einem Asyl umgesehen, der Aufenthalt in Arragonien war ihm von der Entschiedenheit des Königs, der Besuch Englands durch die Dazwischenkunft hellsehender und warnender Hofleute versagt worden. Diese Abweisungen — so sagt der geradsinnige Paris — verdiente das üble Gerücht des päpstlichen Hofes, dessen Gestank den abscheulichsten Rauch bis an die Wolken ausdampfte.

Der Papst baute auf die Furchtbarkeit seiner päpstlichen Waffen, die er im Schooße Frankreichs ungleich freier aufbieten konnte, als in Rom, wo die Rache und das Ansehen des Kaisers ihr Gewicht schwächten; vielleicht hoffte Innocenz zugleich, unter der angenommenen Gestalt eines Verfolgten die Welt um so nachdrück-

licher von seinem Rechte zu überzeugen und in eine schmerzliche Theilnahme zu versetzen, sein Streit mit dem Kaiser erhielt wenigstens jetzt die größtmöglichste Oeffentlichkeit, und auch daran konnte dem feinen Papste vielfach gelegen sein; wer es wagt, das Urtheil der Menge durch einen außerordentlichen Schritt aufzufordern, verbessert in der Regel seine Sache vor dem Forum des Publikums. Friedrich suchte dem Papste diese und ähnliche Vortheile wieder abzugewinnen, er bezeugte ihm durch den nachgeschickten Grafen von Toulouse sein Befremden über die unnöthige und unverantwortliche Entweichung und bot nochmals die Hand zum Frieden, ohne jedoch das mindeste Gehör zu finden; Innocenz wußte zu gut, daß er in seiner gegenwärtigen Stellung das Beste von sich selbst und dem Ausspruche der Kirche zu erwarten habe. Gegen den König von England beschwerte der Kaiser sich über die unbilligen Forderungen des Papstes, indem er nebenher auf die römischen Blutegel und andere anmaßliche Eingriffe hinwies, offenbar in der Absicht, den schwachsinnigen Heinrich III. von dem Interesse Innocenzens abzuziehen. Dem Könige von Frankreich wollte er sogar, zur Bekräftigung seiner friedlichen Absichten, die Rolle eines Schiedsrichters überlassen, die dieser, wie er vorhersah, nach seinen bekannten Gesinnungen unmöglich annehmen konnte. Noch ehe Innocenz für das Jahr 1245 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Lyon ausschrieb, exkommunicirte er den Kaiser von neuem, weil derselbe sich angeblich an mehreren Geistlichen, ingleichen an Mitgliedern der päpstlichen Familie vergriffen haben sollte; die Hauptursache war das Bestreben, dem Banne durch Wiederholung ein vollgültiges

Ansehen zu erzwingen. Innocenz stellte sich dessenungeachtet eben so friedfertig, wie der Kaiser, an und fügte daher auch den Bedingungen der früher besprochenen Ausgleichung keine neuen Forderungen hinzu, ja er bevollmächtigte sogar den Patriarchen von Antiochien, Friedrichen vorläufig die Absolution zu ertheilen, wenn — Alles gehörig in Revers gebracht sei. Lauter Spiegelfechtereien von der einen, wie von der andern Seite, durch welche die Meister höchstens ihre Schüler, gewiß aber keinen Augenblick sich selbst täuschten. Troß aller erkünstelten Liebe zum Frieden beschied der Papst den Kaiser vor das Concil zu Lyon, hier und nur hier allein wollte er seiner lauten Versicherung zufolge mit ihm Rechnung halten, jedes andere Auskunftsmittel verwarf er unbedingt. Erschien Friedrich, so hatte das kaiserliche Ansehen einen ungeheuern Stoß erlitten und das päpstliche dagegen den glänzendsten Sieg davon getragen, für einen solchen konnte schon die bloße Gegenwart Friedrichs gelten, auch abgesehen von allen weitern augenscheinlichen Folgen. Erschien er nicht, so ließ sich sein Ausbleiben von übelwollender Geschicklichkeit leicht in ein gehässiges Licht setzen, der Papst bekam dadurch nicht nur einen Vorsprung in der öffentlichen Meinung, sondern auch unmittelbar freie Hand gegen ihn. Der Kaiser beschickte das Concil durch den Erzbischof von Palermo und Thaddäus von Suessa; so war ein Mittelweg getroffen zwischen den bezeichneten Extremen; er rettete wenigstens die Form des Anstandes, wenn auch für den Ausgang nichts von ihm zu erwarten stand. Hundert und fünf und vierzig Prälaten, größtentheils französische, spanische und italienische, einige Kardinäle, der la-

teinische Kaiser Balduin*) von Konstantinopel und andere Fürsten und Gesandte kamen im Sommer des Jahres 1245 in Lyon zusammen; die Versammlung war glänzend, für eine ökumenische Synode aber kaum vollständig genug.

Fünf schmerzliche Angelegenheiten, wie der Papst in der Eröffnungsrede sagte, machten den Gegenstand der Berathung aus, er verglich selbe mit den fünf Wunden Christi und rechnete dahin die verwüstenden Einfälle der Mongolen in Europa; die Trennung der griechischen Kirche von der römischen; die neuen Ketzereien, besonders in der Lombardei; den Verlust des größten Theils vom heiligen Lande und die Verfolgung der Kirche von Seiten des Kaisers.**) Die Heilung der letztgenannten Wunde war das Augenmerk des Papstes, die andern Punkte beschäftigten ihn ungleich weniger; sie gehörten mehr zum priesterlichen Schmucke des Concils, als zum nächsten Zwecke; fromme Wünsche waren eben nicht nach Innocenzens Geschmacke, er ließ am liebsten die That reden. Die Anklage gegen Friedrich führte er mit wohlberechneter Kunst auf diejenigen Seiten hin, von denen er ihm am ersten beizukommen hoffte. Ketzerei, Meineid und Kirchenraub standen unter den vorgebrachten Beschwerden oben an, in ihnen concentrirte sich das Corpus Delicti. Der Beweis des Kirchenraubes fiel ihm nicht schwer, Friedrich hatte allerdings bei mehreren

---

*) Er bat um Hülfe für das gelobte Land.

**) In der zweiten Sitzung hielt Innocenz eine Predigt, nicht ohne Thränen, über die Worte: vos omnes, qui transitis per viam, attendite et videte, si dolor est, sicut meus.

Gelegenheiten unter verschiedenen Vorwänden seine Hand nach dem Gebiete und Eigenthum der Kirche ausgestreckt. Der Meineid lag ebenfalls offen zu Tage, wie der Papst meinte, in den so oft und feierlich wiederholten, aber nie gehaltenen Versprechungen des Kaisers. Ein Ketzer sei er vollends ganz gewiß, denn er habe nicht nur mehrere Glaubensartikel geläugnet, sondern er stehe auch, wie die Welt wisse, in einem Bündnisse mit den Saracenen, halte nach saracenischer Weise Verschnittene zur Bedienung seiner Gemahlin und verschmähe auch saracenische Beischläferinnen nicht; kurz, Mahomed habe offenbar mehr Theil an ihm, als Christus.*) Dazu komme noch seine schnöde Verachtung der päpstlichen Schlüsselgewalt, sie gehe so weit, daß er dem ausgesprochenen Banne zum Trotz dennoch dem Gottesdienst und der Messe beigewohnt habe, eine unläugbare Thatsache, die zum Himmel schreie; dagegen könne man ihm nicht den Bau einer einzigen Kirche, eines Klosters zum Lobe nachsagen.

Thaddäus von Suessa, ein beredter, in Weltgeschäften vielversuchter Mann, vertheidigte den Kaiser gegen die vorgebrachten Beschuldigungen mit eben so viel Talent als Charakterstärke. Was sein Herr von dem einen und dem andern Glaubensartikel halte, eigne sich nicht zu einer öffentlichen Erörterung, darüber habe bloß Gott als Herzenskündiger zu entscheiden. Ein Bündniß mit den Saracenen sei dem Kaiser nie in den Sinn gekommen, er brauche sie bloß als Söldner in seinen Kriegen, um das kostbare Blut der

*) Daß Innocenz die verläumderische Sage von den drei angeblichen Betrügern nicht berührte, macht seiner Urtheilskraft Ehre.

Christen soviel, als möglich, zu schonen; saracenischer Mädchen habe er sich bloß zur Verfertigung gewisser Kunstarbeiten bedient, mit welchen sie besser umzugehen wüßten, als Christinnen. Sollte er wirklich in diesem oder jenem Falle den Päpsten nicht immer Wort gehalten haben, so hätten ihm diese den etwanigen Mangel an Treue im bittersten Uebermaaße vergolten, wie unwiderleglich aus ihren Briefen und Siegeln erhelle. Den Bann habe der Kaiser endlich keineswegs verachtet, sondern bloß in Ermangelung rechtlicher Gründe beseitigt.

Wie aufrichtig der Kaiser den Frieden mit der Kirche wünsche — so fuhr Thaddäus von Suessa fort — lasse sich aus den Anträgen abnehmen, die er in dessen Namen zu eröffnen habe. Sein Gebieter sei bereit, alles pünktlich zu erfüllen, was er dem römischen Stuhle in Italien versprochen habe; um seine unzweideutigen Gesinnungen noch stärker zu belegen, erbiete sich derselbe ferner, die Vertheidigung der Christenheit gegen die reißenden Fortschritte der Mongolen zu übernehmen, einen neuen Kreuzzug nach dem gelobten Lande in Person anzutreten, für beide Zwecke die gesammte Kriegsmacht von Deutschland und Sicilien aufzubieten und die griechische Kirche im Streben nach jenem Ziele der römischen zu unterwerfen, mit allen den Anstrengungen, die ihm Zeit und Lage verstatteten.

Mehrere Bischöfe, vorzüglich englische, drangen in den Papst, so vortheilhafte Friedensbedingungen einzugehen; Innocenz kannte die Riesenschlange, die sich scheinbar zu seinen Füßen wand.*)

*) „Ad quae omnia exclamans respondit Papa:

Er fragte die gutherzigen, zum Theil auch wohl bestochenen Fürsprecher des Kaisers nach der Bürgschaft, die sie ihm bieten könnten, und als die Gesandten von England und Frankreich in dieser Beziehung, jeder für sich, auf die Gewährleistung ihrer Könige hinwiesen*), entgegnete Innocenz mit richtiger Einsicht und ehrenwerther Geradheit: die Willfährigkeit der beiden Fürsten müsse er zwar dankbar anerkennen, dürfe aber keinen Gebrauch davon machen, denn für den Fall, daß Friedrich treulos erfunden würde, sei er gezwungen, die Bürgen bei ihrem Wort zu nehmen, unter solchen Umständen wüchsen ihm aber unfehlbar neben dem alten Feinde noch zwei neue auf.

Thaddäus bat um Aufschub alles fernern Verfahrens, bis der Kaiser entweder selbst käme, oder ihm neue Verhaltungsbefehle ertheile. Auf Verwendung der französischen und englischen Gesandten bewilligte ihm der Papst, und nur erst nach vielen Bedenklichkeiten, eine vierzehntägige Einstellung der Verhandlungen. Friedrich war mittlerweile bis nach Turin gekommen; ob er wirklich gesonnen war, das Concil zu besuchen, läßt sich nicht mit Sicherheit ausmachen, wahrscheinlich sollte seine Annäherung dem Gange der

---

O quam multa et magna sunt haec promissa, nunquam vel nusquam tamen adimplenda — sed ad id tantum promissa, ut securis iam ad radicem posita illuso concilio et soluto per dilationem avertatur!“

*) Nach Schröckh's Darstellung (Kirchengeschichte 26. Theil, Seite 402) berief sich Thaddäus von Suessa für denselben Zweck auf die Könige von Frankreich und England.

Sachen vorläufig eine andere Wendung geben; kam der Friede zu Stande, so konnte er ihn wohl eben so gut in Lyon persönlich mit dem Papste abschließen, wie einst Friedrich I. sich in Venedig mit Alexander III. aussöhnte. Die schlimmen Nachrichten von dem Anfange des Concils rissen ihn zum heftigsten Unmuthe hin, er maß das feindselige Betragen Anwandlungen der Rachsucht bei, weil er dessen genuesische Anverwandte, Seeräuber und andere Feinde des Reichs, nebst ihren Anhängseln, den Prälaten, gefangen genommen habe, und erklärte laut, daß es mit der Würde des teutschen Oberhauptes streite, vor einem Concil, wie das gegenwärtige sei, zu erscheinen. Eine so kühne Sprache stieß Viele zurück, die ihn bisher noch begünstigt und entschuldigt hatten, sie klang ihren Ohren wie die Trompete des Aufruhrs zum Verderben der Kirche. Thaddäus ließ in seiner Thätigkeit nicht nach, er beugte nach dem Weg ein, welchen ihm das Verhalten des Kaisers bezeichnete und appellirte vor der versammelten Synode an eine zahlreichere und bessergesinnte, die den Namen einer ökumenischen in Wahrheit verdiene. Innocenz meinte, das Concil sei stark genug, wenn es in den Reihen der deutschen Bischöfe merkliche Lücken zeige, so müsse man solche auf Rechnung des Kaisers setzen, der den Besuch desselben auf alle Weise gehemmt habe, darum aber auch um so weniger von seiner Bosheit einen Vortheil ziehen dürfe.

Am sechszehnten Julius 1245 sprach Innocenz das Verdammungsurtheil mit dem feierlichsten Nachdruck aus. „Ich — so sagte er — bin der Statthalter Christi auf Erden und was ich binde, muß auch im Himmel gebunden sein.

Demnach erkläre ich, daß Friedrich von Gott verworfen ist, spreche alle seine bisherigen Unterthanen vom Eide der Treue gegen ihn los, befehle den Fürsten und Ständen des deutschen Reiches, einen neuen Kaiser zu wählen und behalte mir vor, über das Königreich Sicilien nach eigenem Gutdünken zu verfügen."

Als Friedrich erfuhr, daß ihn der Papst abgesetzt habe, gerieth er in den heftigsten Zorn, sah alle Umstehenden mit grimmigem Gesichte an und brach endlich mit donnernder Stimme in die Worte aus: „Also hat mich dieser Papst auf seiner Kirchenversammlung verworfen und meiner Krone beraubt? Woher kommt ihm solche Kühnheit? wo sind meine Kleinodienkästchen?" Man brachte sie ihm und schloß sie auf. „Wir wollen doch sehen, sagte er, ob meine Kronen verloren gegangen sind." Darauf setzte er eine derselben auf und sagte unter den drohendsten Bewegungen: „Noch habe ich meine Krone nicht verloren und werde sie auch ohne einen blutigen Kampf, weder durch päplichen Angriff, noch durch eine Kirchenversammlung verlieren! So hoch soll sich also dieser widrige Stolz erheben, daß er mich, den größten aller Fürsten, vom kaiserlichen Gipfel herabstürzen könnte? Doch meine Lage hat sich dadurch vielmehr verbessert. Bisher war ich schuldig, ihm in Einigem zu gehorchen, ihn wenigstens zu verehren; jetzt aber bin ich gar nicht mehr verbunden, ihn zu lieben oder zu verehren, ja nur in gutem Vernehmen mit ihm zu stehen."

In einem Schreiben an die Könige von England und Frankreich drückte sich Friedrich über Kirche und Papstthum mit einer beispiellosen Stärke aus. „Die jetzt für Kleriker gehalten werden — so sagt er — unterdrücken, nachdem

sie durch das Almosen unserer Väter satt geworden sind, die Söhne ihrer Wohlthäter. Selbst die Söhne unserer Unterthanen vergessen, wenn sie zu apostolischen Vätern gemacht werden, ihren natürlichen Stand und würdigen keinen Kaiser oder König irgend einer Verehrung. Der jetzige Papst hat sich unterstanden, auf einer von ihm sogenannten allgemeinen Synode wider uns, die wir weder vorgefordert, noch eines Betrugs oder einer Bosheit überführt waren, ein Absetzungsurtheil zu fällen: das konnte er nicht thun, ohne allen Königen das größte Unrecht zuzufügen. Denn was habt ihr nicht, einzelne Könige einzelner Reiche, von einem solchen Fürsten der Priester zu befürchten, wenn er es unternimmt, uns abzusetzen, die wir durch die feierliche Wahl der Fürsten und durch die Billigung der ganzen Kirche, so lange sie noch durch die gewissenhafte Treue des Klerus belebt wurde, mit der Kaiserkrone vor Gott geschmückt worden sind und die wir auch andere berühmte Reiche mit Ansehen regieren; da es doch sein Vortheil in Ansehung seines zeitlichen Schadens mit sich bringt, uns nicht streng zu begegnen, wenn auch rechtmäßige Ursachen dazu vorhanden wären. Wir sind aber weder die ersten noch die letzten, welche der Mißbrauch der priesterlichen Gewalt so arg mißhandelt und von der Höhe herabzustürzen sucht. Und das verursacht ihr, die ihr den verstellten Heiligen gehorcht, welche glauben, der ganze Jordan werde in ihren Mund fließen. O wenn sich doch eure einfältige Leichtgläubigkeit vor dem Sauerteige der Schriftgelehrten und Pharisäer, welches nach der Meinung des Erlösers die Heuchelei ist, hüten wollte! Wie viele Schändlichkeiten jenes Hofes, welche Ehrbarkeit und Schaam zu nennen verbieten, könntet

ihr alsdann verabscheuen! In der That bewirken die großen Einkünfte, welche sie aus der Verarmung mehrerer Reiche ziehen, wie ihr wohl wißt, daß sie unsinnig werden. Bei euch betteln Christen und Fremdlinge, damit bei uns Paterner (eine ketzerische Abart in Oberitalien) essen können. Dort reißt ihr die Häuser der Eurigen nieder, damit ihr hier für eure Feinde Städte aufbauen könnet. Durch welche Erwiderung von Wohlthaten, durch welchen Erweis von Dankbarkeit werden solche Armen Christi offenbar, die durch neue Zehnten und Almosen erhalten werden? Je weiter ihr eure Hände ausbreitet, desto begieriger greifen sie nicht bloß mit den Händen, sondern mit dem ganzen Ellenbogen zu; sie halten uns mit ihren Fallstricken so fest, wie einen Vogel, der desto stärker angebunden wird, jemehr er zu entwischen strebt." Am Ende seines Schreibens stellt der Kaiser das Bild eines wahrhaft apostolischen Lebens der damaligen Verwilderung des Klerus mit treffender Beredtsamkeit zur Seite. „Die echten Kleriker in der ersten Zeit der Kirche — so fällt er wieder ein — pflegten Engel zu sehen, durch Wunderwerke zu glänzen, Kranke zu heilen, Todte aufzuwecken und sich Könige und Fürsten durch Heiligkeit, nicht durch Waffen zu unterwerfen. Aber diese, die der Welt ergeben und von Ergötzlichkeiten berauscht sind, achten Christum gering, durch ihre ungeheuern Reichthümer wird alle Religion erstickt. Es ist also ein Werk der Liebe, solchen Leuten die schädlichen Reichthümer zu entziehen, mit welchen sie zu ihrer Verdammung belastet sind. Dafür müßt ihr und alle Fürsten müssen mit uns aufs Fleißigste sorgen, damit sie das Ueberflüssige ablegen, und, mit Wenigem zufrieden, Gott dienen mögen."

Nach der Versicherung des Matthäus Paris besserte und erholte sich unter den unbedachtsamen, hitzigen Angriffen die Sache des Papstes, nur fürchteten die Fürsten und Prälaten, wie eben jener Berichterstatter hinzusetzt, Rom dürfe durch einen vollkommenen Sieg über Friedrich, den mächtigsten Monarchen der Christenheit, zu einem grausamen und unwiderstehlichen Despotismus gegen alle Schwächern verführt werden. Ludwig IX. ließ es sich noch im Jahre 1245 sehr angelegen sein, eine Versöhnung zwischen Innocenz und Friedrich herbeizuführen; der letztere ersuchte ihn im folgenden Jahre ausdrücklich um diesen Dienst der Freundschaft, indem er seine friedlichen Gesinnungen aufs neue durch die reichsten Verheißungen bekräftigte. Innocenz wies alles Bemühen Ludwigs mit der unbiegsamsten Entschiedenheit ab, so daß der fromme König über die Unversöhnlichkeit des Kirchenfürsten zuletzt in laute Unzufriedenheit ausbrach. Auf eine thätige Unterstützung des Königs von England, der mit Friedrichen seit langer Zeit befreundet und verschwägert war, durfte Innocenz noch weniger rechnen; es blieb ihm also für das Durchsetzen seiner Absicht kein anderes Mittel übrig, als die höchste fortgesetzte Schärfung seiner päpstlichen Waffen. Mit grauenhaftem Entsetzen hatte das Volk die Absetzung des Kaisers vernommen, dieses Entsetzen unterhielten die Bischöfe und Mönche, soviel an ihnen war. Nebenher kam es sowohl in Italien als in Deutschland auch zu den handgreiflichsten Feindseligkeiten zwischen dem Kaiser und Papste. Im Jahre 1246 brachte Innocenz die meisten geistlichen Fürsten in Deutschland dahin, daß sie den Landgrafen von Thüringen, mit dem er schon seit geraumer Zeit darüber

unterhandelt hatte, in Verbindung mit einigen weltlichen Ständen, zu ihrem Könige wählten. Er schrieb ihnen, daß dieser Fürst bereit sei, die höchste Würde zur Ehre Gottes und der Kirche, auch zum Schutze der christlichen Religion zu übernehmen, sie möchten denselben also zur gewissern Vergebung ihrer Sünden und im Vertrauen auf die Gnade des heiligen Geistes zum deutschen Könige wählen. Weil Heinrich, der Landgraf von Thüringen, hauptsächlich von Bischöfen auf den Thron gesetzt worden war, so nannte ihn der Spott auch Pfaffenkönig (Rex clericorum)*). Die angetragene Herrschaft schien Heinrichen anfänglich so wenig wünschenswerth, daß Innocenz ihm durch Uebersendung von fünf und zwanzig tausend Mark Silber den wahren Geschmack für die deutsche Krone beibringen mußte. In Deutschland standen sofort Kreuzprediger gegen Friedrich auf; der Pfaffenkönig — so wollen auch wir ihn nennen — schlug im Jahre 1246 den römischen König Konrad, des Kaisers Sohn, bei Frankfurt am Main aufs Haupt; es hieß damals, das päpstliche Gold habe die schwäbischen Kriegsvölker das Reißausnehmen gelehrt. Konrad rächte sich bald darauf an Heinrichen durch einen blutigen Sieg; der Tod des letztern im Jahre 1247 änderte nur wenig in dem Stande der Dinge, denn Innocenz säumte nicht, seiner Partei in dem Grafen Wilhelm von Holland ein neues Haupt zu geben. Die magnetische Kraft des Goldes erprobte der Papst vorzüglich in Deutschland, die englischen und französischen, die polnischen und nordischen Kirchen mußten den

---

*) Das Wort Pfaff soll aus Papa entstanden sein.

Aufwand der höchst kostbaren Experimente bestreiten.

Unterdessen hatte Friedrich in einem Schreiben an die Prälaten und weltlichen Großen Englands von neuem seine Rechtfertigung versucht: es genügt, einige Hauptstellen auszuheben, sie zeigen, wie vorurtheilsfrei er über das Verhältniß des Papstthums dachte. „Nirgends liest man, so sagt er, daß dem Papste durch göttliche oder menschliche Gesetze verstattet worden sei, das Kaiserthum nach seinem Gefallen auf einen andern überzutragen, oder zeitliche Strafen zu bestimmen, durch welche Könige und Fürsten ihrer Länder beraubt werden; indem ihm zwar nach Rechte und altem Gebrauche unsere Einweihung zukommt, allein die Absetzung eben so wenig, als den Prälaten anderer Reiche, welche ihre Könige weihen und salben. Gesetzt sogar, ohne unsern Nachtheil, daß er die Gewalt hätte, gehört es denn zur vollen Ausübung derselben, daß er, ohne im Geringsten Recht und Ordnung zu beobachten, alle bestrafen kann, die er für seine Unterthanen ausgiebt?" — „Der römische Kaiser — so nimmt er anderswo das Wort — ist wegen des Verbrechens der beleidigten Majestät verdammt worden; sehr lächerlich wird derjenige dem Gesetze unterworfen, der als Kaiser von allen Gesetzen frei ist, der, da er keinen Menschen über sich hat, nur von Gott gerichtet werden kann. Die geistlichen Strafen, welche wegen Verachtung der Schlüsselgewalt, oder wegen anderer Vergehungen auferlegt werden, übernehmen wir von jedem Priester, geschweige denn von dem Papste, den wir im Geistlichen als unsern Vater und Herrn erkennen, wenn er uns anders gebührend als seinen Sohn behandelt, mit Ehrerbietung." Diese Expektoration zeigt von

einer andern Seite, wie nahe selbst der aufgeklärte Kaiser Friedrich der Chimäre einer absoluten Herrschergewalt stand, sie mag Reize haben, denen so leicht Niemand auf dem Throne widersteht.

Das sicilische Reich schüttelte Innocenz nicht weniger durch einander, als das deutsche, hier, wie dort, brauchte er Bettelmönche zu seinen Werkzeugen, sie umhüllten Friedrich mit dem Rauche der Ketzerei und erstickten dadurch seinen guten christlichen Namen in tausend Herzen. Nach Sicilien sandte Innocenz zwei Kardinäle mit einem Schreiben an die weltlichen und geistlichen Großen; er drückte in demselben sein und der Welt Befremden darüber aus, daß sie das Joch der Sklaverei bisher so ruhig ertragen hätten, jetzt fordere er sie jedoch auf, der Herrschaft des zweiten Nero, den er als einen Feind des Glaubens und der Kirche abgesetzt habe, ein Ende zu machen. Wirklich verschworen sich auch einige sicilianische Große wider Friedrichs Leben, sie wurden aber entdeckt und meistentheils hingerichtet.

Friedrich fühlte es von Tage zu Tage mehr, wie viel ihm der Vorwurf der Ketzerei schade, er wollte diesen Flecken auswischen, und unterwarf daher seine angefochtene Rechtgläubigkeit einer förmlichen theologischen Prüfung. Die Examinatoren waren der Erzbischof von Palermo, der Bischof von Pavia und die Aebte von Monte Cassino und Casanova, denen auch zwei Dominikaner als Gehülfen beigesellt wären. Sie stellten ein förmliches Zeugniß darüber aus, daß sie Friedrichen bei der Prüfung völlig rechtgläubig gefunden hätten, mit diesem schickte er sie selbst nach Lyon zum Papst, dieser aber drohte den Bischöfen mit der Absetzung, weil sie in einer so wich-

tigen Angelegenheit, wie die Sache eines exkommunicirten und entthronten Kaisers sei, nach ihrem eigenen, vermessenen Gutdünken gehandelt hätten. Als Friedrich zu verstehen gab, daß er sich wegen seines Glaubens persönlich vor dem Papst ausweisen wolle, antwortete derselbe, er wolle ihn zwar anhören, doch müsse er unbewaffnet und mit einem kleinen Gefolge kommen. Friedrichs Lage wurde um diese Zeit etwas bedenklich; bei der Belagerung von Parma erlitt er durch einen wüthenden Ausfall der Einwohner eine furchtbare Niederlage und im folgenden Jahre erlebte er auch die Gefangennehmung seines Sohnes Heinrich oder Enzio, des Königs von Sardinien; er war den Bolognesern in die Hände gefallen. Da die Partei des Papstes und der Lombardei die Oberhand behauptete und auch in Deutschland leidlich genug fortbestand, so rief Friedrich nochmals den König von Frankreich zum Geschäfte eines Friedensvermittlers auf. Dieser sollte dem Papste im Namen des Kaisers jede Genugthuung zusagen, die er verlangen würde, Friedrich erbot sich sogar, sobald er vom Banne absolvirt sein würde, seinem Sohne das Kaiserthum abzutreten, mit einem Heere nach Palästina zu ziehen und dort den Krieg gegen die Ungläubigen bis zu seinem Tode fortzusetzen. Ludwig IX. hatte dem Papste als freundschaftlicher Unterhändler einen Besuch in Lyon abgestattet und bei der Gelegenheit die Nothwendigkeit des Verzeihens sogar auch aus der Bibel bewiesen; alles umsonst, Innocenz wollte von keiner andern Ausgleichung wissen, als die in vollkommener Unterwürfigkeit bestand; ein zweiter Aussöhnungsversuch des Königs von Frankreich und seiner Mutter Blanka

(im Jahre 1248) mißlang ebenfalls. Innocenz blieb nach wie vor dabei stehen, daß Friedrich alle Glaubhaftigkeit des Charakters unwiderleglich verscherzt habe. Man hat dem Papste auch Schuld geben wollen, als sei auf sein Anstiften dem Leben Friedrichs nachgestellt worden, namentlich auch durch Peter de Vineis, der aus einem enthusiastischen Freunde des Kaisers später ein tückischer Feind und Verräther wurde. Auf dem Abfalle des genannten Staatsmannes liegt ein Dunkel, das auch die neuesten Forschungen nicht aufgehellt haben; der Papst vergaß sich schwerlich zu banditenmäßigen Umtrieben, davor bewahrte ihn seine Klugheit noch sicherer, als sein Herz. Selbst der Tod des Kaisers im Jahre 1250 stimmte Innocenzen nicht zu einem mildern Betragen, er behauptete gegen die Familie des Verstorbenen dieselbe feindselige Stellung, wie gegen den Urheber des Zwistes; freilich konnte er auch nicht nachgeben, ohne sich sein Spiel selbst zu verderben, die geistliche Politik pflegt überhaupt hartnäckiger zu sein, als die weltliche, und sie ist es auch, weil sie wesentlich auf der Meinung beruht. Mit Friedrich sank eine der größten und herrlichsten Gestalten des Mittelalters dahin, die Welt verlor an ihm das Muster eines selbstständigen Kaisers, sollte er auch hier und da gegen die Kirche zu weit vorgeschritten sein, Sicilien einen Vater, das Reich der Wissenschaften den thätigsten Beförderer und selbst einen geschickten Anbauer, der Stamm der Hohenstaufen endlich seine edelste Krone. Kurz vor seinem Ende mag ihn der Wunsch, sich mit der Kirche auszusöhnen, lebhafter als je ergriffen haben, es ist auch möglich, daß er einen und den andern Gewaltschritt aufrichtig bereut hat, doch sank sein starker Geist

darum nicht zu einer unmännlichen Zerknirschung herab, er gehörte zu den glücklichen Naturen, deren seltene Kräfte durch die heftigsten und langwierigsten Kämpfe nicht erschöpft, sondern vielmehr gestählt werden. Obwohl er in seiner letzten Zeit durch die vervielfältigten Anstrengungen des Papstes zusehends von dem angestrebten Ziele zurückgedrängt wurde, so läßt sich dennoch von ihm sagen, um das schöne Wort des römischen Vespasian anzuwenden, daß er als Kaiser stehend gestorben ist. In seinem Testamente hatte er befohlen, der Kirche alle ihre entrissenen Rechte und Güter zurückzugeben, theils in der lebendigen Ueberzeugung, daß er auf mehreren Punkten zu weit gegangen sei, theils aus dem lebhaften Verlangen, seiner Familie die Ruhe zu verschaffen, welche ihm nie zu Theil geworden war. Für die Macht des Papstthums ist Friedrich wider seinen Willen der stärkste Zeuge geworden; der Glanz seiner Krone, umstrahlt von den hellsten Einsichten, erblich vor der Sonne, die über dem Vatikan in der Mittagshöhe stand; was er nicht auszuführen vermochte, das mußte jedem seiner Nachfolger mißlingen; zum redenden Beweise, daß seine persönliche Größe, wenn sie mit dem Zeitgeiste, diesem unsichtbaren Riesen, ringt, wohl ihre Würde, aber nicht das Feld des Sieges behaupten kann. Nach dem letzten Willen Friedrichs sollte ihm sein ältester Sohn im Kaiserthume und im Königreiche Sicilien folgen, seinem zweiten Sohn Heinrich war das Königreich Jerusalem oder Arelat, seinem natürlichen Sohne Manfred das Fürstenthum Tarent zugewiesen, ingleichen die Reichsverwesung in Sicilien oder Apulien während der Abwesenheit Konrads.

Die Nachricht vom Tode des Kaisers war

für Innocenz ein Fest, zu dessen Mitfeier er noch von Lyon aus in einem eigenen Schreiben die Sicilianer einlud; Himmel und Erde müßten sich freuen, sagt er darin unter andern, daß die Geißel des Landes und der Kirche nun nicht mehr vorhanden sei.*) Bald darauf (1251) kehrte der Papst mit dem Selbstgefühle eines Triumphators nach Rom zurück; den Kampf mit Friedrichen hatte er bisher als die Hauptaufgabe seines Lebens angesehen; er pflegte zu sagen, erst müsse er jenen großen Drachen zu Boden stürzen, dann würden die andern Herrscher Europa's, die er im wegwerfenden Tone bloß Käuzlein und Schlänglein nannte, aus Schreck über jenen Fall von selbst zu Kreuze kriechen. Ludwig IX., so viele und schöne Fürstentugenden er auch besaß, war zu fest in die Bande andächtiger Ergebung eingeschnürt, als daß er es hätte wagen sollen, ernstlich gegen den Papst aufzustehen; Heinrich III. kam keinen Augenblick aus dem römischen Leitseile heraus. Der König Sanktius oder Sanchez von Portugal, eine gekrönte Schlafmütze, sollte sogar auf Verlangen seiner unzufriedenen Großen vom Papste abgesetzt werden; Inno-

---

*) Laetentur coeli et exsultet terra, quod fulminis horrendi tempestas, qua mirabilis et metuendus dominus per prolixa temporum spatia universitatem vestram sustinuit vehementer affligi, vobis per ipsius ineffabilem misericordiam, in ventum rosis flantem iam esse conversa videtur illo sublato de medio, qui vos specialiter de numero fidelium persecutionis malleo continuate contrivit et ecclesiam Dei graviter in multis, sed in vestra gravissime vexatione turbavit.

cenz erfüllte ihren Wunsch nur zur Hälfte, indem er dem werthlosen Namenskönige ließ, was er allein noch hatte, den Titel, seinen Söhnen die Thronfolge zuerkannte und seinem Bruder die Regierung übertrug.

Das hohenstaufische Geschlecht war seit langer Zeit den Päpsten ein Pfahl im Fleische, der hartnäckige Kampf hatte auf beiden Seiten gewisse Maximen entwickelt, die jede wahrhafte Annäherung ausschlossen; Konrad und Manfred beobachteten auch die angestammte Feindschaft ihres Hofes gegen Rom als einen unveräußerlichen Theil ihrer väterlichen Erbschaft, und hätten sie es auch nicht gethan, so konnte ihnen der Papst dennoch nach dem System seiner Vorfahren und den Lehren der Erfahrung unmöglich trauen; jemehr Friedrichs Tod die Hoffnung des Sieges stärkte, desto nothwendiger schien es auch, diesem Siege eine unwiederrufliche Vollständigkeit zu geben. Schon im Jahre 1248 hatte Innocenz gegen Konraden das Kreuz in Deutschland predigen lassen, wie gegen dessen Vater; jetzt bestätigte er (1251) Wilhelmen als deutschen König und belegte dagegen den Hohenstaufen mit dem Bann; das eine rief das andere nothwendigerweise hervor, beides mußte geschehen, wenn und weil der Papst vollkommen Recht behalten wollte. Dominikaner predigten nicht nur in Deutschland, sondern auch in Brabant einen allgemeinen Kreuzzug gegen Konrad IV., der beim Antritte seiner Regierung eben so deutlich, wie früher, verrieth, daß er den Fußstapfen seines Vaters nachgehen wolle. Die Bettelmönche traten bereits damals wie ein fliegendes Corps auf, das die Parole vom Papste empfing. Damit der Kreuzzug um so rascher und sicherer zu Stande kommen möchte, verkündigten

die Dominikaner, in Frankreich unter lauter Widerrede der Großen, den reichlichsten Ablaß, auch die Eltern der gesammelten Streiter sollten dessen theilhaftig werden; mit so vollen Händen war der Segen des Himmels nicht einmal in dem Kampfe mit den Ungläubigen ausgeschüttet worden. Den schwäbischen Adel wiegelte Innocenz gleichfalls gegen Konraden auf, nicht anders, als wollte er die Hohenstaufen in dem Wiegenlande ihrer Größe vernichten; Herodes — so schalt er Friedrichen — sei zwar todt, dafür aber ein zweiter Archelaus aufgetreten, ein feinwollender Erbe und Nachahmer des tyrannischen Vaters; er, der Papst, werde jedoch das deutsche Reich, ingleichen Schwaben vor der Herrschaft des böswilligen Parteimachers zu bewahren wissen.

Konrad sparte weder Worte, noch Thaten, um seine Rechte in Sicherheit zu bringen; in Apulien unterwarf er sich (1251) verschiedene Städte mit Waffengewalt, daneben eröffnete er dem Papste Friedensanträge, auf Bedingungen, wie sie dieser belieben würde, er selbst wollte noch vorher aus eigener Bewegung dessen Lehnsoberherrlichkeit in Beziehung auf Sicilien anerkennen, bekam aber zur Antwort eine neue Exkommunikation und die Erklärung, daß Sicilien als ein unbedingtes Lehn dem apostolischen Stuhle heimgefallen sei. Als Konrads Unternehmungen in Italien einen glücklichen Fortgang versprachen, trug Inocenz das Königreich Sicilien, nachdem er die beabsichtigte Heirath zwischen einer seiner Nichten und dem Stiefbruder Konrads, dem Prinzen Heinrich, auf die Gegenvorstellungen der eingebornen Großen hatte zurücknehmen müssen, dem reichen Grafen Richard von Kornwall, dem Bruder des Königs von England, Hein-

rich III., zur Besitznahme an; dieser wollte mit seinem Gelde keine Luftschlösser anlegen und verlangte daher von Innocenzen tüchtige Bürgschaften. Erhielte er solche nicht, sagte er dem päpstlichen Gesandten, so sei es eben soviel, als ob jemand zu ihm sagte: Ich verkaufe oder schenke dir den Mond, steige hinauf und hole ihn dir! Innocenz lehnte die begehrten Bürgschaften ab und bot nun Sicilien dem jüngern Sohne des Königs von England, Eduard von Lancaster, an, und andern zufolge noch früher, eigentlich zuerst, dem Grafen Karl von Anjou und Provence, dem Bruder Ludwigs IX. Heinrich III. soll große Freude über das Vorhaben des Papstes geäußert und höchst beträchtliche Summen in die Ausführung gesetzt haben; die erkauften Soldaten bestanden jedoch größtentheils aus nichtsnutzigem, zusammengelaufenem Gesindel, das wohl zu zehren, nur nicht zu kämpfen verstand. Karl von Anjou wollte sich während der Abwesenheit seines Bruders in den Morgenländern und auf Anrathen seiner Familie nicht mit einer so mißlichen Angelegenheit befassen; erst mußte der künftige Herr Siciliens als Vasall des Papstes das Land mit den Waffen erobern, dazu war bei den Fortschritten Konrads eben keine Aussicht, es blieb daher im Ganzen bei Redensarten und höchstens bei einigen unnützen Vorbereitungen. Innocenz, ein durchaus praktisches Talent, griff die Sache von der rechten Seite an, er sandte unter der Anführung seines Neffen, des Kardinals Wilhelm, ein ansehnliches Heer zur Eroberung Siciliens ab; allein Konrads Glück siegte über alle Versuche seiner Feinde. Im Mai des Jahres 1254 raffte ihn der Tod in der Blüthe seines männlichen Alters dahin; es heißt, er sei

vergiftet worden, von einigen Schriftstellern wird sogar der Schatten eines schwarzen Verdachts auf den apostolischen Stuhl geworfen. Konrad war kurz vor seinem Ende mit dem Papste in neue Unterhandlungen getreten, zum Vormunde seines zweijährigen gleichnamigen Sohnes, den die Italiener wegen seiner zarten Jugend Konradino oder der kleinen Konrad nannten, hatte er den Markgrafen Berthold von Hochberg eingesetzt, eben derselbe sollte während der Minderjährigkeit des Thronerben in Sicilien die Reichsverwesung führen, mit dem Auftrage dahin zu sehen, daß dem einstigen Könige, als anempfohlenem Schützlinge des Papstes, von diesem letzten die Krone gesichert bleibe. Konrad ahmte, wie es scheint, in dieser Beziehung das Verfahren Heinrichs VI. nach, der Innocenz III. zum Vormund seines Sohnes Friedrich bestellte, nur mit dem Unterschiede, daß nicht Innocenz IV., sondern Berthold das Heft der Regierung in die Hände bekommen sollte. Der Papst bestand vor allen Dingen auf der völligen Uebergabe Siciliens, sei diese erfolgt, dann erst dürfe und wolle er näher auf die Ansprüche Konradins eingehen; die Rechtmäßigkeit seiner Oberlehnsherrschaft konnte er allerdings nicht kräftiger, als durch den besagten öffentlichen Erweis feststellen. Zu dem Ende lud er Bertholden vor sich, veranstaltete auf mehreren Seiten starke Werbungen und kam nach dem mehr erzwungenen als freiwilligen Abtreten des Vormundes selbst nach Sicilien, wahrscheinlich in der Absicht, dasselbe mit dem Erbgute des Petrus für immer zu vereinigen, worauf schon seine Vorgänger mit unverwandten Blicken hingearbeitet hatten. Da mehrere Befehlshaber von Konradin abgefallen waren, so folgte auch

Manfred, Fürst von Tarent, dem Beispiele einzelner Großen und unterwarf sich dem Papste, mit dem Vorbehalt wie es heißt, daß dadurch seinen eigenen Rechten und denen des jungen Königs kein Eintrag geschehe. Der Papst, jetzt Kriegs- und Friedensfürst in einer und derselben Person, nahm inmitten bewaffneter Schaaren für die römische Kirche Besitz vom Lande und die feierliche Huldigung entgegen, Manfred verweigerte selbe, weil er darin für sich und seinen König eine Beeinträchtigung erblickte und überhaupt die Absichten zu durchschauen glaubte, mit welchen Innocenz umging. Ein offener Bruch war zwischen beiden unvermeidlich; Manfred schlug die päpstlichen Truppen bei Troja (1254), der Tod leistete ihm die Hülfe eines unerwarteten Bundesgenossen, indem er Innocenz IV. zu Neapel (1254 am siebenten Dezember) von der Welt abrief, nach einer Regierung von elf Jahren, fünf Monaten und dreizehn Tagen. Nahe am Ziele der heißesten und stolzesten Wünsche wurde er wieder durch die tückische Laune des Schicksals davon entfernt, sein ganzes Pontifikat hatte sich um den einen großen Punkt, den Sieg der Kirche über die Macht der Hohenstaufen bewegt und zuletzt stand Friedrich in Manfred gleichsam aus seinem Grabe auf und nahm mit rächendem Ernste ein Sühnopfer; die zweifelhaften, beinahe hundertjährigen Anstrengungen der Päpste und schwäbischen Herrscherfamilie flossen gewissermaßen noch im Augenblicke der letzten Entscheidung unter einem trügerischen Lichte zusammen, als sollte das Gottesurtheil der Geschichte absichtlich noch länger hinausgeschoben werden.

Die ungemeine Thätigkeit, mit welcher Innocenz seinen Lieblingsplan verfolgte, nöthigte

ihn zu unverhältnißmäßigen Ausgaben, er suchte sie durch Geldplackereien zu decken, unter denen vorzüglich England schwer aufseufzte und schier erlag; es hat dadurch im Voraus Europa wider Wissen und Willen eine empfindliche Genugthuung gegeben für die Contributionen, die das angemaßte Monopol seines Welthandels den zinsbaren Völkern auferlegt. Innocenz setzte außerordentliche Geldmassen an das Gelingen seiner Entwürfe, er trieb sie auf, wo und wie er nur immer konnte, mit einer Seelenruhe, einer Keckheit, einer Beharrlichkeit, als hätte er es mit rückständigen, unabweisbaren Forderungen zu thun. Sein Legat Martin versah bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande den Posten eines päpstlichen Cassirers in England; die Geistlichkeit mußte ihm einen Theil ihrer Einkünfte ausliefern, auch Pferde zum Kriege stellen, für die Unterhaltung von Brücken und Festungen sorgen und die erledigten Stellen dem interimistischen Abzapfen preisgeben; zuweilen wurde den Prälaten auch eine allgemeine Steuer zugemuthet, einst begehrte der vorgenannte römische Geldmacher nicht weniger als zehntausend Mark Silber und zwar bloß als vorläufiges Abfindungsquantum. Die Stände Englands wollten den Legaten entfernt wissen, er lief Gefahr, zerrissen zu werden, und begehrte von dem Könige sicheres Geleit. Heinrich, der nie aus der Geldnoth heraus kam, sagte zu ihm in einer Anwandlung des Jähzorns: Der Teufel geleite dich bis in die Hölle. Einige Zeit nachher brachten die weltlichen Großen ihre Beschwerden vor die Kirchenversammlung zu Lyon, sie murrten besonders darüber, daß unübersehliche Schaaren von italienischen Klerikern die englischen Kirchenämter brandschatzten, sie gaben den jährlichen

Ertrag dieser unerträglichen Beutelfegerei auf 60,000 Mark Silber an, die größtentheils aus dem Lande wanderten. Innocenz pflegte in solchen Fällen zu temporisiren und holte hintennach drei- und vierfach ein, was er vor der Hand ausgesetzt hatte, er schlug die Zinsen für sein geduldiges Warten dergestalt zu dem Kapitale der Schuld, daß dieses in jenen herumschwamm, wie der Dotter im Ei. Während seines Aufenthalts in Lyon warnte ihn der Kardinal Johann, ein Cisterziensermönch und geborner Engländer, die Langmuth seiner Landsleute nicht ferner auf so grausame Proben zu stellen, die Gequälten könnten endlich, gleich der Eselin Bileams, zu reden anfangen. Innocenz mochte den Eseltreibern ihr Phlegma abgelernt haben, er griff nach wie vor statt mit zwei, lieber mit hundert Händen zu. Im Jahre 1255 hatte der König für den apostolischen Stuhl 250,000 Pfd. Sterling aufgebracht; kurz der römische Hof war nach der Aussage des Matthäus Paris der Abgrund, welcher die Einkünfte aller Stände, zumal der Bischöfe und Aebte verschlang.

Gegen diese und andere Unbilden stand in England Robert Großhead (im Lateinischen Capeto, Groß- oder Breitkopf genannt) mit einer seltenen Unerschrockenheit auf; er war Bischof von Lincoln, Verfasser zahlreicher, ziemlich buntscheckiger Schriften, übrigens ein rechthaberischer Hitzkopf, der sich in vielfache Streitigkeiten verwickelte, z. B. mit dem Abte von Bardenay, mit seinem eigenen Domkapitel, mit dem Abte von Westmünster, ja sogar auch mit dem Könige. Matthäus Paris nennt ihn einen offenbaren Tadler des Herrn Papstes und des Königs, einen Verweisgeber der Prälaten, einen Verbesserer der

Mönche, einen Leiter der Priester, einen Belehrer der Kleriker, einen Unterhalter der Studirenden, einen Verfolger der Unenthaltsamen, einen fleißigen Forscher in mancherlei Schriften, einen Hammer und Verächter der Römer. Vielleicht ist von dem enthusiastischen Lobe etwas abzuziehen, immer aber bleibt dieser Bischof als Gegner des Papstes und des Papstthums eine wichtige Erscheinung und eins von den Zeichen, an denen man die Ankunft einer neuen Zeit merkt; deswegen wird seiner hier gedacht. Gegen den vorerwähnten Abt von Bardenay hatte Robert in Rom obgesiegt, in einem andern Handel, den er dort persönlich vor dem Papst führte, hingegen den kürzern gezogen. Seine Erbitterung gegen Innocenz rührte hauptsächlich davon her, daß dieser einen Knaben, seinen Vetter, der Kirche zu Lincoln bei der nahen Eröffnung eines Kanonikats aufdringen wollte. Robert klagte bei der Gelegenheit über das Verschleppen des Geldes ins Ausland, über die Besetzung der meisten einträglichen Stellen mit den italienischen Kreaturen des Papstes; da er mit seinen Vorstellungen kein Gehör fand, leerte er seinen Unmuth noch viel stärker in einem Briefe an den Papst aus. Er füge sich zwar gern den apostolischen Befehlen mit kindlicher Ehrerbietung, denn apostolische Befehle — so fährt er fort — können keine andern sein, als die Lehren der Apostel und Christi selbst. Nun stimmt aber der Inhalt des letzten päpstlichen Schreibens mit der apostolischen Heiligkeit nicht überein, sondern weicht vielmehr von derselben wesentlich ab. Erstlich, weil aus dem in diesem und so vielen andern weit verbreiteten Schreiben gehäuften Non obstante, das auch nach dem natürlichen Gesetze nicht verbindlich sein kann, eine Sündfluth von

Unbeständigkeit, Verwegenheit und Frechheit, unverschämten Lügen, Betrug, Mißtrauen und andere zahllose Laster hervorquellen, welche die Reinigkeit der christlichen Religion und die Ruhe der menschlichen Gesellschaft stören. Außerdem kann es nach der Sünde des Lucifer, welche noch am Ende der Welt der Antichrist begehen wird, keine andere geben, die der apostolischen und evangelischen Lehre so sehr zuwider, auch Christo selbst so verhaßt wäre, als wenn die Seelen durch priesterliche Verwahrlosung getödtet und ins Verderben gestürzt werden. Ja diejenigen, welche solche verderbliche Menschen für die Schaafe in die Kirche Christi einführen, sind schlimmer als Lucifer und der Antichrist, weil sie vermöge der von Gott zur Erbauung ertheilten göttlichen Macht dergleichen Mörder der Schaafe von der Kirche entfernen und ausrotten sollten. Es kann also der heiligste apostolische Stuhl unmöglich etwas befehlen, was eine solche Sünde hervorbringt, und kein Gläubiger, der ihm unterworfen ist, kann Befehlen dieser Art gehorchen.

Innocenz gerieth über den Inhalt des vorstehenden Schreibens in den heftigsten Zorn. Wer ist denn dieser wahnwitzige Alte, rief er aus, der sich untersteht, unsere Handlungen zu richten. Beim Petrus und Paulus! wenn uns nicht unsere angeborne edle Denkungsart bewegte, so wollten wir ihn in eine solche Beschämung stürzen, daß er der ganzen Welt zur Fabel, zum Erstaunen, zum Beispiel und Wunderzeichen dienen sollte. Ist nicht der König der Engländer unser Vasall, und, um noch mehr zu sagen, nicht unser Leibeigener, der ihn auf unsern Wink in Verhaft nehmen und zur Schande verurtheilen kann? Die Kardinäle erinnerten den Papst an die vielfachen Verdienste

und glänzenden Eigenschaften Roberts und riethen ihm gegen denselben Nachsicht; der strenge Sittenprediger beharrte in seinem Feuereifer, kehrte ihn gegen die empfindlichsten Blößen des Papstthums, deckte selbe mit der stechendsten Zunge und Feder auf, so daß Innocenz, wie es heißt, für einen Augenblick dem Gedanken nachhing, die sterbliche Hülle des gewaltigen Widersachers, welchen endlich der Tod im Jahre 1253 zur Ruhe gebracht hatte, nicht in der Kirche zu Lincoln zu dulden. Bei der etwas spätern Nachricht vom Ableben Konrads schwebte dem Papste noch das Andenken Roberts so lebhaft vor, daß ihm der Freudenruf entfuhr, nun wären seine beiden größten Feinde, ein geistlicher und ein weltlicher, aus dem Wege geräumt.

Innocenz IV. ist den tüchtigsten Päpsten beizuzählen, nicht in Absicht auf sittliche Gesinnung, sondern wegen seines tiefen Verstandes und seiner glücklichen, unermüdeten, wahrhaft heroischen Thätigkeit im Dienste des Papstthums. Er bot jede Anstrengung auf, um dasselbe auf dem Gipfel zu erhalten, den es unter Innocenz III. erreicht hatte; trotz der glänzenden Außenseite ließ sich aber dennoch der Eingeweidewurm, der insgeheim an der üppigen Lebenskraft nagte, merklich genug spüren. Innocenz IV. fuhr noch rascher und kühner als Innocenz III. durch, er verschmähte zwar die Kunstgriffe der Feinheit eben so wenig, als jener, verhüllte sie aber nicht so sorgfältig, ihm galt immer und überall unmittelbares Handeln, er ließ, wo es sein mußte, Schlag auf Schlag fallen. Dazu kam, daß die drohenden Folgen der päpstlichen Machterweiterung den Fürsten und auch vielen Großen deutlicher in die Augen sprangen, als ehedem; Friedrich II.

hatte in dieser Hinsicht einen Ton angegeben, der selbst flüchtige Beobachter zum ernsten Nachdenken weckte, er war einer von den geistreichsten und muthigsten Vorläufern jener polemischen Herolde, die späterhin in Wort und Schrift ihre Kraft an dem Papstthume maßen. Jede Ausschweifung der Gewalt rächt sich, wo nicht auf der Stelle und an den einzelnen Gewaltmenschen, doch in der Kette verderblicher Wirkungen; diesem Schicksal konnte auch Innocenz IV. nicht entgehen, er büßte für fremde und eigene Schuld. Liebe zum Herrschen war der Athem seines öffentlichen Lebens, sie blickt unter großartigem Spotte selbst in der Frage durch, mit welcher er auf dem Sterbebette seine heulenden Verwandten nicht etwa tröstete, sondern vielmehr niederschmetterte. „Was klagt ihr Elenden denn? — so ließ er sie an — hinterlasse ich euch denn nicht alle reich? Was verlangt ihr denn mehr?" Die Eiskälte dieser Worte bezeichnet in kurzen, kräftigen Strichen seine stolze, unbiegsame Denkart, es steckt in diesem Genueser viel von der politischen Gesinnung der alten Römer; er war, wie diese, gleichgiltig gegen die öffentliche Meinung, nahm seine eigene dafür und behauptete selbe mit dem trotzigsten Nachdrucke. Er konnte, wollte und durfte nicht zurückschreiten, er mußte die Lösung der großen, ihm von Innocenz III. überlieferten Aufgabe bis in den letzten Ausgangspunkt verfolgen, wenn er nach seiner Meinung ein würdiger Papst sein wollte, dadurch wurde er gegen Friedrich und seine gesammte christliche Mitwelt in eine Lage verwickelt, die unnatürlich heißen könnte, lägen die bedingenden Ursachen nicht so klar am Tage. Durch seine gehäuften, überspannten Geldforderungen hat er seinem sittlichen Credit wesentlich

geschadet; es ist unmöglich, ihn deshalb zu entschuldigen, vielweniger zu rechtfertigen. Doch darf man nicht übersehen, daß er auch darin zum Theil das Opfer eines beinahe unvermeidlichen Verhängnisses wurde; der Kampf für die Sache des Papstthums, sollte er nicht völlig aufgegeben werden, verschlang ungeheure Summen, gerade darum, weil das Ziel über alle richtige Grenzen hinausgesteckt war, wofür aber Innocenz unmöglich allein zur Rechenschaft zu ziehen ist, die weltlichen Fürsten haben durch ihre verkehrte Nachgiebigkeit vielleicht eben so viel zu der krankhaften Ueberspannung des römischen Supremats beigetragen, als die anmaßendsten Päpste. Das Papstthum war nach seinen materiellen Kräften viel zu schwach, um der weltlichen Macht die Wette anbieten zu können; darum mußte durch gewaltsame Mittel nachgeholfen werden, um das Mißverhältniß einigermaßen niederzudrücken oder zu verbergen, Geld wurde ein nothwendiges Surrogat für den Mangel an Schwerdtern. Ein kriegerischer Priesterstaat ist an und für sich innerhalb gewisser Grenzen nicht unmöglich, das beweist das alte Egypten, eine geistliche Universalmonarchie, die ihren Schwerpunkt nicht in sich selbst findet, bleibt ein chimärisches Unding. Die Sitten des päpstlichen Hofes sollen mehr als anstößig gewesen sein, ob Innocenz das Uebel durch seinen eigenen schlimmen Geschmack nährte, oder ob er darüber mit politischer Toleranz hinwegsah, ist nicht wohl zu entscheiden; die Kirchenreformation an Haupt und Gliedern lag ihm, wie es scheint, ziemlich seitwärts, hielt er sie nun für unausführbar, oder unter den damaligen Umständen für unrathsam. Mancher Feldherr sieht seinen Truppen durch die Finger, um sich ihre Anhänglichkeit für

die Stunde der Entscheidung zu sichern, es konnte mit der schlaffen Disciplin des Papstes eine ähnliche Bewandtniß haben. Als der Kardinal Hugo im Jahre 1251 von Lyon mit dem Papste nach Rom zurückkehrte, soll er in seiner Abschiedspredigt unter andern die fast unglaublichen Worte ausgesprochen haben: „Meine Freunde! wir haben, seitdem wir in diese Stadt gekommen sind, ihr viel Nutzen und Almosen gebracht. Als wir anlangten, fanden wir drei oder vier liederliche Häuser; jetzt, bei unserm Abzuge, hinterlassen wir ein einziges; allein dieses erstreckt sich vom Morgenthor bis zum Abendthor." Der Kardinal war beinahe witzig und freimüthig, in der Weise des Abraham a Sankta Clara; Matthäus Paris theilt die Anekdote der Chronique scandaleuse mit. Gegen die Ketzer verfuhr Innocenz mit großer Strenge und doch that er weiter nichts, als daß er auf dieser Seite den Weg des sonst so aufgeklärten Friedrichs einschlug, er empfahl dessen vier Gesetze gegen die Ketzer den lombardischen Städten als die beste Richtschnur zur Nachahmung. Sie athmen einen so barbarischen Geist, eine so ausgeklügelte Grausamkeit, daß man vor einem Zeitalter erschrickt, wo ein Kaiser, wie Friedrich, in solche Verirrung gerathen konnte; glücklicherweise war die buchstäbliche Erfüllung der vorgeschriebenen Punkte rein unmöglich. Ludwig IX., sonst ein Engel von Güte, war gegen die Ketzer gleichfalls ein verderbensprühender Dämon. In der Kenntniß und Handhabung der Gesetze, besonders der kirchlichen, hatte Innocenz eine solche Meisterschaft erlangt, daß man ihn aus diesem Grunde pater et organum veritatis nannte. Der Einfluß des kanonischen Rechts auf die Ausbildung des Papstthums ist noch lange nicht hin-

länglich untersucht; tiefe Sachkenntniß, historische Unbefangenheit und philosophischer Blick sind Bedingungen, die sich nicht leicht in einem und demselben Kopfe zusammenfinden. Seine Commentare über die fünf Bücher der Dekretalen Gregors rechtfertigen seinen Ruf; er war seiner Sache so gewiß, daß er seine Meinung bloß als ein maßgebliches Gutachten vortrug und ausdrücklich zur Prüfung aufforderte. Auf dem Concil zu Lyon soll er den Kardinälen zuerst den rothen Hut verliehen haben, wie es heißt, spielte er damit auf das vergossene Blut des Erlösers an; für die echtgeistige Mystik hat der Einfall zu viel Parademäßiges, als ein schwaches Nachbild des königlichen Purpurs dürfte er eher an seinem Platze sein.

Alexander IV. (1254—1261).

Noch in Neapel, wo Innocenz gestorben war, schritten die dort anwesenden Kardinäle zu einer neuen Papstwahl; sie hatten aus Furcht vor dem Waffenglücke Manfreds nach Rom zurückeilen wollen, festgehalten von den kräftigen Vorstellungen und Maaßregeln des Statthalters Bartolino, welcher als ein zurückgelassenes Werkzeug des vorigen Pontifikats dem Uebel einer Vakanz auf der Stelle abzuhelfen suchte, vereinigten sie sich bereits am 12. Dezember 1254 über die Wiederbesetzung des apostolischen Stuhles; sie durften nicht zögern, wenn sie ihre Freiheit zurückerhalten wollten, sie waren nämlich von einer

militärischen Wache umstellt, die nicht eher von ihnen ablassen sollte, bis sie der verlassenen Kirche würden abermals ein Oberhaupt gegeben haben, noch dazu in demselben Hause, das Innocenz durch seinen Tod unter solchen Umständen in ein Gefängniß verwandelt hatte. Die Wahl war auf den Kardinalbischof Raynald von Ostia gefallen, einen Verwandten Innocenz des dritten und Gregor des neunten, er gehörte mithin, wie diese, zu dem Geschlechte der Grafen von Segni. Gregor IX. hatte ihn zum Kardinaldiakonus und später zum Bischof von Ostia erhoben; Raynald nahm als Papst den Namen Alexander IV. an. Matthäus Paris, sonst kein Lobredner der Päpste, oft vielmehr ihr freimüthiger Tadler, rühmt ihm ein menschenfreundliches Gemüth, strenge Enthaltsamkeit und eifrige Andacht nach, deutet aber zugleich darauf hin, daß seine Schwäche leicht gemißbraucht werden konnte. Vielleicht hatten die Kardinäle geglaubt, es sei jetzt ein Papst erforderlich, der milder auftrete, als der schroffe Innocenz, über den so viele laute Klagen erschollen waren; Alexander zog auch gleich beim Antritte seiner Regierung ungewöhnlich zarte Saiten auf, er empfahl sich in einem Schreiben der Fürbitte der Prälaten zu dem Ende, daß ihm Gott die nöthige Kraft zu einer würdigen Regierung der Kirche verleihen möge. An und für sich war gegen diese etwas auffallende Herzenserleichterung nichts zu sagen, sie gewann ihm sogar von mehreren Seiten Zutrauen und Beifall; nach einem Innocenz IV. kam jedoch der jähe Absprung zu früh und die Folge wird zeigen, daß Alexander mit süßen Phrasen besser umzugehen wußte, als mit ernsten Geschäften.

Je näher die letzte und höchste Entscheidung

heranrückt in den Angelegelegenheiten der Kirche, wie in Sachen des Staats, desto mehr deckt das Eintreten eines Stillstandes oder diese und jene rückgängige Bewegung das Geheimniß der Ohnmacht auf, es ist, als ob die Fäden des noch kürzlich so glänzenden Gewebes sich verkürzten und auseinander fallen wollten; diesen Eindruck gewährte das Pontifikat Alexanders. In Deutschland und Italien fehlte gesetzliche Ordnung und Ruhe, was Friedrich II. mit allen Anstrengungen seiner Weisheit und Kraft nicht hatte erzwingen können, was auch Innocenz IV. in seiner entgegengesetzten Weise nur sehr unvollkommen und erst in den letzten Jahren etwas mehr gelungen war, das gährte und wogte jetzt, nachdem die beiden feindlichen Lenker der Zeit abgetreten waren, wild durch einander, die vormals selbst durch den Widerstand zusammengehaltenen Massen lösten sich in kleinere Theile auf und trieben in bunter Verwirrung umher. Wilhelm von Holland hieß zwar dem Namen nach deutscher König, galt aber in Italien so viel als nichts, die Kaiserkrönung, welche ihm Innocenz anbot, würde wenigstens einen gewissen Nimbus um sein Haupt verbreitet haben, auch darauf mußte er nothgedrungen verzichten; in Deutschland war es nicht sonderlich besser mit ihm bestellt, das Glück wandte ihm hier später den Rücken, die Fürsten gewöhnten sich allmählig daran, ihn als ein bloßes oberflächliches Einschiebsel zu betrachten. Was und wie konnte der Papst ihm helfen, er, der selbst der Hülfe bedurfte? Ezzelino de Romana, ehedem ein treuer und begünstigter Anhänger Friedrichs, mit dem er manchen natürlichen Berührungspunkt hatte, weshalb er auch zweimal unter den Bann Innocenz des vierten gefallen war, stand

auch jetzt noch zum Schrecken des Papstes und der Lombardei als eine Hauptsäule der Gibellinen da; die letztern führten ihren Parteikampf gegen die Welfen mit erneuerter Wuth; wo eine Gesammtrichtung nach einem sichtbaren Mittelpunkt abgeht, da werden die Zuckungen der Leidenschaft im Einzelnen desto verderblicher. Nun wußten freilich die Anführer wohl, wo ihr Vortheil lag, die Menge stürzte sich ihnen aber um so hitziger nach, wenn sie nicht eigene Nebenwege einschlug, je weniger sie sich von ihrem blinden Haß, ihrer heillosen Entzweiung Rechenschaft ablegen konnte. Manfred, gleich Ezzelin, ebenfalls ein Gibelline, ging umher wie ein beutegieriger Löwe, angeblich streckte er seine Tatzen zur Vertheidigung der Ansprüche Konradins aus; im Grunde meinte er sich selbst, wenn er jenen nannte; sein Talent für den Krieg, sein kühner Unternehmungsgeist, gepaart mit lauernder Schlauheit, machte ihn zum gefährlichsten Feinde des Papstes. Fast ganz Apulien war unter die Botmäßigkeit Manfreds gerathen, Alexander vernahm von Neapel aus mit steigender Besorgniß die Fortschritte des Siegers, von der einen Seite verbarg er selbe, so gut er konnte, durch angestellte Werbungen und die Ernennung eines Legaten und Groß-Seneschalls für Sicilien, von der andern verrieth er sie wieder durch die Emsigkeit, mit welcher er sogar dem Scheine einer Aussöhnung nachging, indem er dem gefürchteten Fürsten durch einige Kardinäle andeuten ließ, er möge sich durch Gesandte mit ihm abfinden, die bloße Form abhängiger Ergebenheit genügte dem Papste schon im Nothfalle. Manfred setzte geraume Zeit hindurch den Annäherungsversuchen Alexanders die stolzeste Gleichgiltigkeit entgegen, endlich schickte er ihm auf wie-

derholtes Verlangen Abgeordnete zu, ihre Sendung blieb erfolglos. Im Namen Konradins schlossen deutsche Gesandte einen Waffenstillstand mit dem Papst unter eidlicher Verpflichtung, der Kardinallegat Octavianus brach denselben mit bewaffneter Hand, indem er Manfreden von Nocera abschnitt; nun hungerte dieser das päpstliche Heer aus und ertrotzte einen Vergleich, vermöge dessen das sicilische Reich Konraden und ihm selbst als einstweiligem Verweser zufallen sollte, bis auf die Provinz Terra di Lavoro; der Papst war jedoch verbunden, selbe ebenfalls, wenn er etwa den Frieden nicht genehmigte, an Manfreden zu überlassen. Alexander, weit davon entfernt, einen so demüthigenden Vergleich einzugehen, der alle seitherigen Bemühungen der päpstlichen Politik vernichtet haben würde, trug nach dem Beispiele seines Vorgängers Sicilien dem Könige von England für seinen Sohn Edmund an und griff bei der Gelegenheit zugleich tief in den Seckel der Engländer, als sei derselbe hauptsächlich bestimmt eine Sparbüchse für Rom abzugeben. Auf die Nachricht, daß einige Große des Reichs verrätherische Verbindungen mit dem päpstlichen Hofe unterhielten, wenn diese Nachricht nicht etwa ein erdichteter Vorwand oder eine übertriebene Anklage war, wozu die gespannten Verhältnisse eine nahe Veranlassung darboten, ging Manfred zu den offensten Feindseligkeiten über, er schlug die angebliche Verschwörung, so weit er die Spuren derselben verfolgen konnte, augenblicklich nieder, riß die Provinz Terra di Lavoro an sich, verdrängte den Papst gänzlich aus dem Reiche, ließ dessen Legaten, den Franciskaner Rufino, einen geheimen Apostel der Volksaufwiegelung, mit seiner Bande gefangen nehmen und hierauf das

falsche Gerücht vom Tode Konradins ausſprengen; jetzt that der treulose Reichsverweser den letzten Schritt, auf welchen er längst hingearbeitet hatte, er griff im Jahre 1258 zu Palermo nach der Krone Siciliens und entriß sie mit frechen Händen dem Haupte, welchem er sie nach dem Testamente Friedrichs bewahren sollte. Sein Verfahren gegen den Papst war im schlimmsten Falle ein gewöhnlicher Betrug der Politik, an seinem Mündel Konradin verübte er dagegen ein schwarzes Verbrechen.

Die Verhandlungen zwischen dem Papste und dem Jammerkönige Heinrich III. Siciliens wegen bilden für die Nachwelt ein heiteres Seitenstück, die Engländer, welche für jenes Reich im Monde fortwährend bis aufs Blut ausgesogen wurden, hatten ganz Recht, wenn sie darin ein gespenstiges Nachtstück zu erblicken glaubten. Seitdem (1255) ein Bischof im Auftrage des Papstes einen Ring an den Finger gesteckt hatte, zum Zeichen der Belehnung mit Sicilien, meinte Heinrich das schöne Königreich bereits in Händen zu haben, er traute dem hohlen Unterpfande eine magische Kraft zu, wenig fehlte, so hätte er einen Versuch angestellt durch das Reiben des Talismans, Sicilien, wie einen Fisch, an die englische Küste zu locken. Alexander hatte auf dem Kriegstheater von Apulien so ziemlich Alles verloren, was man im Kriege verlieren kann, außer der Ehre besonders ungeheuer viel Geld; England sollte seine Kasse wieder füllen, der Bischof von Hereford reiste als Banquier nach Rom, der Legat Rustand kam dagegen als päpstlicher Finanzier in England an; das Wechselrecht haben beide nicht erfunden, dessenungeachtet aber Wunder geleistet, gegen welche die ganze heutige National-

ökonomie ein Schattenspiel an der Wand ist. Der theologische Credit wirkt doch ganz anders, als der kaufmännische, er ist reell und ideell, wie die vollendete Philosophie. Die Bevollmächtigten des Papstes sollten sowohl für Alexander als für Heinrich unter andern auch den Zehnten in England, Schottland und Irland erheben, das Gelübde eines Kreuzzuges wurde dem Könige erlassen, dafür sollte er zum Ersatze Manfreden bekriegen; das schwere Kreuz, welches ihm die Geldnoth auferlegte, trug er ohnehin schon auf dem Rücken, der Weg nach Italien war rein überflüssig. Richard von Kornwall schlug dem Papst die bescheidene Zumuthung ab, seinem königlichen Bruder zur Nachahmung für andere fromme Darleiher vierzigtausend Mark Silber vorzuschießen; er meinte, es gehe schon deshalb nicht an, weil Heinrich sich ohne seine und der Barone Einwilligung in den apulischen Feldzug eingelassen habe; Richard war ein solider Engländer, er berechnete den Werth eines Mannes nach dem Gelde, was er hat, gerade so, wie es noch heutzutage seine Landsleute in einer bekannten Redensart thun. Rustand ließ unter Verkündigung des Ablasses das Kreuz wider Manfred predigen; der Ablaß riß denen, die tüchtig zahlten, geradezu den Schooß des Himmels auf, man konnte stante pede selig werden. Eine seiner Predigten schloß Rustand einst mit den Worten: Seid Kinder des Gehorsams! Macht euch diesem oder jenem Kaufmann für eine gewisse Summe Geldes verbindlich, das hieß in seiner Sprache ungefähr soviel als frei oder leibeigen. Einige muntere Zuhörer lachten über die wunderliche Variation, die auf einmal der christliche Gehorsam erlebt haben sollte. Der Papst

betrieb das Borgen wie jemand, der nicht Lust zu bezahlen hat; die Klöster kamen am übelsten weg, hier schlug er mit dem terminus technicus des Verpfändens, wie mit der Faust darein; seine Stirn war von Eisen, er versuchte sie in Silber umzusetzen, daher seine unglaubliche Bravour. Von dem Grafen Richard verlangte er fünf tausend Mark; dieser ließ ihm sagen, er pflege keinem Höhern zu borgen, weil er nicht im Stande sei, nöthigenfalls einen solchen in den Schuldthurm stecken zu lassen. In einer allgemeinen Versammlung der englischen Bischöfe suchte ihnen Rustand eine ungeheure Summe abzupressen; die Berathungen dauerten mehrere Tage, der Bischof von London erklärte, ehe er die Kirche einer solchen Knechtschaft und Mißhandlung preisgebe, wolle er sich lieber den Kopf abhauen lassen; und ich — versetzte der Bischof von Worcester, der noch beträchtlich geiziger sein mochte — wollte mich lieber hängen lassen. Als Rustand den Bischof von London an die päpstliche Strafgewalt mahnte, gerade so, wie Kinder durch Vorzeigen der Ruthe geschreckt werden sollen, erwiderte jener: wenn ihm auch der Papst und der König seine Bischofsmütze nähmen, so bliebe ihm doch noch eine Haube übrig. In den ersten Aufwallungen des Muths waren die meisten Bischöfe bereit, lieber wie Thomas Becket zu enden, als die verlangte Zahlung zu leisten, später kühlte sich die Liebe zum Märtyrerthum ab, auch hatten sie Gelegenheit, die Märtyrerkrone mit Geld zu erkaufen, kurz sie wurden furchtsam und uneinig; es ging, wie es bei allen Abgaben geht, jeder entrichtete seinen Theil und thaten sich etwas darauf zu Gute, daß er denn doch einige Augenblicke den brummenden Bären gespielt hatte. Als die eng-

lischen Hülfsgelder zu versiegen anfingen, schwand für den König von England auch die Hoffnung zusammen, in Apulien das Kriegsglück zu versuchen.

Wilhelm von Holland war (im Jahre 1266) auf einem Feldzuge gegen die Friesen umgekommen, sonst ein federleichter König hatte er dennoch durch die schwere Rüstung so viel Gewicht erhalten, daß ein zugefrorner Morast, über den er setzen wollte, unter ihm brach und seinem armseligen Dasein ein Ende machte. Die deutsche Krone war seit Friedrich so tief in ihrem Werthe gesunken, daß die eingeborenen Fürsten es nicht der Mühe werth hielten, über den Besitz derselben mit einander zu streiten, sondern ihr künftiges Oberhaupt im Auslande suchten. Die Wahlangelegenheit rief zwei Parteien hervor, an der Spitze der einen stand der Erzbischof Gerhard von Mainz, die andere leitete der Erzbischof Arnold von Trier, jene trug den erledigten Thron dem Grafen Richard von Kornwallis an, diese dem Könige von Kastilien, Alphons X., welcher letztere wegen seiner seltenen Kenntnisse den Namen des Weisen führte. Konradin wurde vermuthlich wegen seiner Jugend ganz übersehen, außerdem lenkte auch ein päpstliches Verbot jede Aufmerksamkeit von ihm ab. Alexander hatte nämlich in einem Schreiben an die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln sogar mit dem Bann gedroht, wenn sie Konradin, diesen Sprößling aus dem Hause der unversöhnlichen Kirchenfeinde, zum deutschen König wählen würden; dieser außerordentliche Eingriff in das Wahlrecht der Fürsten ging weit über die Einmischung hinaus, die sich Innocenz III. erlaubt hatte, erfuhr jedoch nicht den mindesten Widerspruch, damit war folg=

lich die besagte Mitwirkung des Papstes bei Bestimmung der deutschen Thronfolge in der Stille sattsam anerkannt. Beide Nebenbuhler waren troß ihrer Verwandtschaft mit den Hohenstaufen voller Ergebenheit gegen den Papst, sie lieferten jeßt einen lauten Beweis davon, indem sie ihn, jeder für sich, um die Bestätigung ihrer Wahl ersuchten; das selbstsüchtige Verlangen, es einander in Rom zuvorzuthun, hatte unfehlbar an dem unwürdigen Schritt eben so viel Theil, als die Schwäche ihres Kopfes. Dem Papste mußte die wetteifernde Fügsamkeit der Thronbewerber, die ihn laut zum Richter in der streitigen Wahlsache aufrief, einen hohen Genuß gewähren; er zögerte anfänglich mit seiner Entscheidung, um abzuwarten, für welchen von beiden die Stimme des Erfolgs sich am zuverlässigsten erklären würde; im Jahre 1259 trat übrigens Alexander aus dem eben angeführten Grunde öffentlich auf die Seite Richards und erkannte ihn durch ein besonderes Breve unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken als den rechtmäßig gewählten und gekrönten römischen König.

Auf Sicilien konnte er nicht mit derselben Genugthuung hinabblicken, wie auf Deutschland, dort war Manfred fortwährend im Besiße der höchsten Gewalt, Heinrich III., fast erdrückt von Schulden, konnte jeßt noch weniger, als früher, daran denken, das Königreich, welches sein Sohn am Finger trug, auch mit dem Schwerdte zu erobern. Ein anderes Hinderniß lag in den schweren, unerträglichen Bedingungen, an welche schon Innocenz als Anlehnsherr von Sicilien die vasallenmäßige Verleihung des Königreichs gebunden hatte; Edmund suchte vergeblich auf dem Wege der Unterhandlungen (im Jahre 1257) eine Mil-

derung nach. Manfred, jetzt im engern Bunde mit den Gibellinen, durch seine Verweser und Feldherrn in der Lombardei, in Toskana und der Mark Ankona gesichert, am meisten durch sich selbst und sein Glück, nahm gar keine Kenntniß von dem Banne, welchen Alexander (im Jahre 1259) gegen ihn schleuderte, es kümmerte ihn auch nicht, daß ihm eben derselbe das Fürstenthum Tarent absprach, hatte er es doch; dabei herrschte er über Sicilien mit einer solchen Sicherheit, daß er die neuen Friedensanträge des Papstes stolz von der Hand wies, diesem zum Trotze frische Schaaren von Saracenen als Söldlinge aufnahm und sie in das römische Gebiet sandte. Ueberhaupt zeigte sich der Bann des Papstes unkräftiger, als je, selbst hohe Geistliche, wie auch das sicilische Volk, war gleichgültig dagegen; Alexander hatte neben dem siegreichen und unerschütterlichen König auch die öffentliche Meinung gegen sich.*) In der Lombardei erhoben

*) Der päpstliche Bann war durch ungeschickten und übertriebenen Gebrauch abgenutzt worden, nirgends mehr als in Italien; Sicilien, seit langer Zeit ein Raub öffentlicher Unruhen, hatte durch die fortgesetzte Einmischung der Päpste, den Wechsel der Herrschaft, den Kampf unklarer oder mißverstandener Grundsätze überhaupt an Reizbarkeit verloren; es folgte dem Impulse der stärkern Gewalt, und dieser war auf der Seite Manfreds. Mehrere hohe Geistliche, wie z. B. der Bischof von Girgenti, waren wegen ihrer Theilnahme an den letzten Krönungsfeierlichkeiten gebannt worden; der große Haufe, ein Sclave der Autorität, ordnete vermuthlich sein eigenes Urtheil der Handlungsweise jener Prälaten unter und verlor darüber den entfernten Alexander aus den Augen.

die Gibellinen, besonders unter der Anführung Ezzelinos, das Haupt immer sichtbarer; Alexander bot ein Heer von Kreuzfahrern gegen ihre Fortschritte auf und ertheilte dem Erzbischof Philipp von Ravenna (im Jahr 1256) den Oberbefehl. Dieser brach von Venedig, dem Sammelplatze der Bewaffnung gegen Padua auf, eroberte die Stadt und deren Gebiet, verlor aber (im Jahre 1258) gegen Ezzelino eine Schlacht und gerieth zugleich nebst einigen Bischöfen in Gefangenschaft. Der Tod Ezzelinos im folgenden Jahre half den Angelegenheiten des Papstes nicht auf; sie verfielen noch tiefer, als die Römer unter Mitwirkung der Anhänger Manfreds gegen die Obermacht der Aristokratie die Waffen des Aufruhrs ergriffen. Sie brachten ihren ehemaligen Senator Barcaleone aus dem Gefängnisse an die Spitze der Regierung, lachten des päpstlichen Bannes, jagten Alexander mit seinen Kardinälen nach Viterbo, überließen sich im Rausche des Glücks den Ausbrüchen der Rache und standen (im Jahr 1258) auf dem Punkte, Anagni, dessen Geburtsort, zu zerstören, sein flehentliches Bitten wandte jedoch den Schlag ab. Auf Befehl Barcaleonis versanken hundert und vierzig Thürme des römischen Adels, die verhaßten Stützpunkte der verhaßten Oligarchie in Schutthaufen; bald nachher nahm Castellano, der Oheim des Papstes, die Stelle des verstorbenen Demagogen ein und Alexander mußte ruhig zusehen, bis ihn der Tod (1261 am 25. Mai) nach einer Regierung von sechs Jahren, fünf Monaten und dreizehn Tagen, von dem Schauplatze der Zerrüttung abrief. Für das Ansehen des Papstthums waren die anarchischen Zwischenspiele der Römer im Ganzen ohne bleibenden Nachtheil,

sie zogen, wie Rauchwolken vorüber, das kleine Freudenfeuer des politischen Ketzerthums erstickte bald unter der nassen Bekehrung der Noth, die versengten Kinder der Freiheit gruppirten sich dann wieder einige Zeit geduldig um den apostolischen Stuhl, der solchergestalt den etwa erlittenen Verlust schnell ersetzte.

Schon unter Innocenz IV. hatten sich die Predigermönche (Dominikaner) auf der Pariser Universität eingedrängt und hier besondere Lehrstühle und Freiheiten erhalten; die übrigen Lehrer sahen scheel zu den außerordentlichen Vergünstigungen, es regte sich in der gelehrten Körperschaft der Geist jener edlen Selbstständigkeit, welche später den Päpsten so viel zu schaffen machte, Alexander nahm in dem Streite Partei für die bewährten Verfechter der Tiare, zwang deren Gegner zur Nachgiebigkeit und bezeichnete die Schrift Wilhelms von St. Amour, worin dieser die Bettelnden mit schonungsloser Freimüthigkeit angegriffen hatte, nach angestellter Prüfung für ein höchst verderbliches und fluchwürdiges Buch; es enthielt unter dem Titel: von der Gefahr der letzten Zeiten (de periculis novissimorum temporum) viele derbe Wahrheiten, die in Rom unmöglich gefallen konnten. Uebrigens mochte bei der hitzigen Fehde auch gelehrter Handwerksneid im Spiele sein.

Der oft angeführte Matthäus Paris, mitunter ein Zoilus der Päpste und daher um so glaubwürdiger in seinem Lobe, hat Alexanders Wohlthätigkeit gegen die Armen, seine Tugend und Gelehrsamkeit gerühmt. Die Mildthätigkeit wurde ihm leicht bei den reichlichen Zuflüssen aus England und andern Gegenden; dem Zeugnisse der Tugend steht sein öffentliches Leben nicht entgegen,

es war geregelt nach der Theorie und Praxis seiner Vorgänger, und gelehrt durfte endlich ein Papst heißen, der die gangbaren Kenntnisse in sich vereinigte. Das Heiligsprechen war schon längst ein eigenthümliches Vorrecht der römischen Kirche geworden, Alexander hat darin das Seinige gethan, eben so in der thätigen Aufmerksamkeit, mit welcher er die Sache des Christenthums und zugleich seine eigene päpstliche unter den Ungläubigen zu befördern suchte. Es lag ganz in der damaligen Ordnung, daß er seine Hand gegen die Ketzer ausstreckte, er brauchte als Papst sein vermeintes Hausrecht gegen gotteslästerlichen Einbruch. Was er durch einen und den andern Prunkakt des Supremats gewonnen hatte, vorzüglich unter dem Wirrwarr des deutschen Reichs, das büßte er doppelt und dreifach gegen Manfred ein; unter den beiden Innocenzen war das Schwerdt des Petrus eine Damascenerklinge, Alexander führte es dagegen fast wie eine Säge, es fielen wohl einige Späne, nur nicht die rechten aus Mark und Bein.

Urban IV. (1261—1264).

Beim Ableben Alexanders IV. zählte das Kardinalkollegium nicht mehr als acht Mitglieder, dennoch haderten sie drei Monate lang über die Ernennung seines Nachfolgers, weil die Schwäche der Gesammtzahl die ehrgeizigen Bestrebungen jedes Einzelnen stärkte; zuletzt wählten sie (am 29. August 1271) damit keiner aus ihrer Mitte

den Preis davon trage, einen Gast, den Patriarchen Jacob von Jerusalem, der kürzlich in Angelegenheiten seiner Kirche nach Jerusalem gekommen war. Geboren zu Troyes in Champagne, hatte er sich von niedriger Herkunft stufenweise emporgeschwungen; die Welt würde es nicht erfahren haben, daß sein Vater, ein Schuhflicker, Pantaleon hieß, wäre der Sohn nicht Papst geworden; hier fiel denn einmal der Apfel, um gegen das Sprichwort zu reden, unendlich weit vom Stamme. Nicht Geburt, sondern Tugend adle den Menschen; mit dieser Antwort pflegte der jetzt erwählte Papst diejenigen abzufertigen, die ihn durch Erinnerung an seine Herkunft in die Enge treiben wollten. Das Flickgewerbe Pantaleons hielt allenfalls die Vergleichung mit der bettelhaften Kindheit Hadrians IV. aus, die epigrammatische Spitze des Pfriemens abgerechnet. Jacob war aus einem Schüler der Pariser Universität, an eben derselben Doktor des kanonischen Rechts, dann Archidiakonus zu Lüttich geworden und unter Innocenz IV. als dessen Legat in Polen aufgetreten; nach seiner Rückkehr hatte er den Bischofsstuhl von Verdun bestiegen und denselben im ersten Regierungsjahre Alexanders IV. mit dem Patriarchensitz von Jerusalem vertauscht. Am vierten September wurde er unter dem Namen Urban IV. zum Papste geweiht. Im Dezember 1261 ernannte er sieben Kardinäle und bald darauf noch sieben andere, angeblich lauter ausgezeichnete, würdige Männer. Mit dem Ablasse war er gegen Frankreich, sein Geburtsland, etwas freigebig; der fromme König Ludwig IX. bedurfte dessen für seine Person weniger als irgend ein Fürst, legte aber dessenungeachtet nach den Grundsätzen der Rechtgläubigkeit einen hohen Werth

darauf; es galt, sich seiner für vorkommende Fälle zu versichern, und Urban konnte dabei zugleich seinen Patriotismus mit feierlichem Anstande in das Gewand der Religion hüllen.

Den Anfang seiner Regierung bezeichnete Urban mit einem Bannspruch gegen Manfred. Für die frühern Unionsversuche der römischen und griechischen Kirche war der Untergang des lateinischen Kaiserthums durch Michael Paläologus ein wichtiges Ereigniß. Urban verfolgte in Absicht auf den deutschen Thronstreit den Weg seines Vorgängers; gerade in dem Punkte, wo er von Alexander abzuweichen schien, traf er mit demselben nach einer feinen Berechnung nur um so näher zusammen. Alexander hatte Richarden, so sah es aus, auf Kosten Alphonsens begünstigt, in der Meinung, daß dieser bereits in Deutschlaud das Uebergewicht gegen seinen Nebenbuhler erreicht habe; der Papst wollte bloß die letzte Hand anlegen, damit er desto sicherer dasjenige als eine Gabe des apostolischen Stuhles in Anschlag bringen könne, was er als Beobachter der Zeitumstände diesen insgeheim abgeborgt hatte. Alexander hatte Richards Glücksstern, wie die Folge bewies, überschätzt, sein Nachfolger bemerkte den Irrthum und verwandte auf das Geschäft der Nachbesserung eine durchdachte Thätigkeit, Richard und Alphons waren für ihn Marionetten, mit denen er meisterlich spielte, mochten sie sich auch sträuben, sie thaten im Grunde doch nur, was er haben wollte. Im Jahre 1263 erkannte er auch Alphonsen als rechtmäßig gewählten König von Deutschland, nicht darum, weil dieser sich seinem kräftigen Schutze zur Erlangung der Kaiserwürde durch eine feierliche Gesandtschaft empfohlen hatte, auch nicht in

der Absicht, um Richarden wehe zu thun oder ihm den Königstitel im Widerspruche mit Alexander IV. zu entreißen, sondern um beide durch ihr eifersüchtiges Werben um die zu erhaschende Kaiserkrone desto leichter für seinen einzigen und höchsten Zweck, die Vollgewalt des Papstthums, desto wirksamer zu gängeln. Richard und Alphons — so erklärte Urban mit geschmeidiger Taktfestigkeit — ständen sich in ihren Ansprüchen gleich, die Entscheidung Alexanders zum Vortheile des erstern sei eigentlich keine gewesen, mehr eine Form wohlwollender Artigkeit, als ein rechtlicher Beschluß; wenn er jetzt Alphonsen in dasselbe Verhältniß zum deutschen Reiche setze, das Richard schon seit längerer Zeit als anerkannter König einnehme, so sei deshalb die Hauptsache noch immer unerledigt, die große Frage: wer von beiden Kaiser sein solle. Zur gehörigen Verhandlung derselben lud er (1263) nun den Engländer und Kastilianer vor seinen Reichsthron, sie wehrten sich etwas dagegen, Richard einigermaßen noch stärker, als Alphons, er sprach sogar im Tiradenton von der unverletzlichen Ehre, Freiheit und Macht des deutschen Reiches und seiner Stände, nicht minder bereit, als sein Nebenbuhler, dem Urtheile der Kirche nachzukommen; die eingelegte Verwahrung kam zu spät, sein bisheriges Verfahren zieh sie der Nichtigkeit; ein Mitbewerber suchte dem andern den Paß zu verrennen, darüber zerstießen sie sich an dem römischen Verhaue höchst unköniglich die Köpfe. Richard erschien an dem auf den 2. März 1264 festgesetzten Termine weder in Person, noch durch Bevollmächtigte, die Unruhen seines Vaterlandes konnten ihn füglich eben so gut zurückhalten, als Beweggründe der Selbstständigkeit; vielleicht wollte er auch durch eine ange-

nommene Sprödigkeit die deutschen Fürsten um so eher bestechen, je sichtbarer Alphons auch bei dieser Veranlassung durch bie Sendung von Abgeordneten der Entscheidung des Papstes huldigte. Urban setzte für den Andreastag im Jahre 1265 einen zweiten Termin an, den indeß der Tod vertagte oder aufhob, indem er den Papst edictaliter et peremtorie in das Reich der Schatten citirte.

Die Einmischung in die Thronfolge Deutschlands stand an Wichtigkeit weit den Angelegenheiten Siciliens nach: dort war für die Meinungsgewalt etwas zu erörtern und diese gewann durch die thatsächliche Ergebung der beiden Nebenbuhler in das Entscheidungsurtheil Urbans keinen unbeträchtlichen Zuwachs, hier mußte der eigene Heerd vertheidigt werden, und zwar gegen Manfred, der ungleich geringere Rücksichten auf den apostolischen Stuhl nahm, als Friedrich in seiner Stellnng zwischen Deutschland und Italien. Konstantia, Manfreds Tochter, hatte sich mit dem ältesten Sohne des Königs Jakob von Arragonien vermählt; alle Gegenvorstellungen des Papstes waren bei dem letztern fruchtlos geblieben; da Manfred keine männlichen Erben hatte, so erwuchsen daraus für Arragonien Hoffnungen auf Erbschaftsansprüche, die so leicht kein König in den Wind schlägt. Manfred ließ durch seinen Schwiegervater den Papst um Versöhnung bitten; es konnte ihm damit Ernst sein, denn die Freundschaft der Kirche war auch für einen glücklichen Sieger und einen kräftigen Regenten wünschenswerth, vielleicht heuchelte er auch zum Theil nur deshalb friedliche Gesinnungen, um die öffentliche Stimmung für seinen Vortheil zu bearbeiten und dem apostolischen Stuhle einen Stein des Anstoßes mehr entgegen zu wälzen; scheiterte näm-

lich das scheinbar zuvorkommende Anerbieten, so ließ sich die Schuld unter dem bequemsten Vorwande auf die Hartnäckigkeit des Papstes schieben. Urban hatte schon früher den König von Sicilien gegen Jakob der Falschheit angeklagt, ihn als einen Rebellen gegen die Kirche, als einen grausamen Verfolger der Christen, einen Bundesgenossen der Saracenen und Ketzer geschildert; sein Hauptverbrechen bestand in den Augen des Papstes darin, daß er Sicilien als ein unabhängiges Eigenthum und nicht als ein Lehen der römischen Kirche besitzen wollte; das religiöse Saitenspiel klang hauptsächlich darum so wohl, damit die politischen Schmerzenslaute bei der Gelegenheit einen unverdächtigen Ausgang fänden. Die Furcht vor der Vereinigung Siciliens mit dem deutschen Reiche schreckte nicht, allein Manfreds planmäßiges Handeln mußte, wenn es gelang, zum offenbaren Nachtheile des apostolischen Stuhles ausschlagen. Am grünen Donnerstage des Jahres 1263 lud Urban Manfreden öffentlich für den nächsten August zur Verantwortung nach Rom, er sollte hier in Person erscheinen oder Bevollmächtigte senden. Je angelegentlicher Manfred dem Papst die Volksmeinung zu entwinden suchte, desto tiefer suchte sich dieser in ihr festzusetzen. Nach Verlaufe einiger Zeit trat Manfred mit der überraschenden Erklärung auf, daß er selbst nach Rom kommen wolle; er verlangte zu dem Ende die nöthige Sicherheit. Urban wich nicht geradezu aus, legte indessen dem Könige Bedingungen vor, die derselbe nicht annehmen konnte, ohne sich gänzlich preiszugeben. Eben dahin wollte es der Papst spielen, das Miß- oder Ungeschick Alexanders hatte ihn gelehrt, wie Manfred zu fassen sei. Da der Köder

des Königreichs Sicilien auf den erschöpften Heinrich III. nicht mehr wirkte, denn nur glücklich geführte Waffen konnten es Manfreden entreißen, so hatte Urban dasselbe schon im Jahre 1262 Karln von Anjou, dem Bruder Ludwigs IX. zur vasallenmäßigen Besitznahme angetragen; der König äußerte darüber anfänglich Bedenklichkeiten, die seinem schönen Herzen die größte Ehre machen, er meinte, die ausgebotene Krone gehöre entweder Konradin, oder wenn dieser sie verwirkt haben sollte, dem Prinzen Eduard; Urban sprach als Gewissensrath und drang durch, wiewohl Ludwig IX. kein Pfaffenknecht in dem gemeinen Sinne des Wortes war. Zwischen den Gibellinen und Welfen, deren Oberhäupter Manfred und der Papst darstellten, brachen darauf im Jahre 1263 auf mehreren Punkten Italiens Feindseligkeiten aus, sie machten den neuerungssüchtigen Römern Lust, nach so vielen vergeblichen Versuchen abermals ihr politisches Talent auf die Probe zu stellen, — in einer bisher noch nicht gekannten Form. Ein Fürst sollte unter dem Namen eines Senators an die Spitze der Regierung treten, eine Partei wandte ihr Augenmerk auf Manfred, eine zweite auf Peter von Arragonien, eine dritte auf Karl von Anjou; er strebte im vollsten Ernste nach der Krone von Sicilien und war, wenn der Papst nach dem Willen des Volks unausweichlich einen politischen Nebenmann aufnehmen mußte, offenbar für das Interesse des apostolischen Stuhles minder gefährlich, als jeder andere; Urban knebelte ihm durch die Bande eines vorsichtig bedachten Vertrags die Hände so geschickt, daß der Senator Roms nicht viel mehr als ein bloßer Nothnagel blieb, den der Papst mit seiner bereit ge-

haltenen Kreuzzange leicht wieder heraus ziehen und auf die Seite werfen konnte. Karl sandte einen Statthalter mit einem Haufen Bewaffneter nach Rom, der den Römern praktisch erklären sollte, welche wunderliche Rolle ein französischer Prinz auf dem Puppentheater einer zusammengewürfelten Verfassung im Staatskleide eines neumodischen Senators spiele; er sollte zunächst dem Volke die begehrten Rechte schirmen, dazu war die Herrschaft vorgezeichneter Gesetze nothwendig und hier war eben die empfindliche Lücke.

Die Bedingungen, unter welchen Karl König von Sicilien werden sollte, waren überaus drückend, eine Clausel schloß sich an die andere; sie waren außerdem mit der vorbesagten Würde eines römischen Senators streng zusammengefügt. Karl fühlte, daß er statt einer Krone ein schweres Panzerhemd zu tragen bekommen werde, er verlangte einige Lüftung, der Papst mußte auf Milderung denken, denn Manfred goß über das päpstliche Gebiet Schaaren von Arabern und Deutschen aus, nahm durch seine Anhänger Ostia weg und drohete Rom nächstens dasselbe Schicksal. Die hier und da errungenen Vortheile der bewaffneten Kirche leisteten dagegen nicht hinlänglich Ersatz, ein in der Eile zusammengepredigtes Heer hält selten lange aus. Die wankende Treue der Einwohner von Orvieto zwang den Papst, diese Stadt, seinen bisherigen Zufluchtsort, zu verlassen und sich nach Perugia zu wenden, hier starb er am zweiten Oktober des Jahres 1264, nach einer Regierung von drei Jahren, einem Monat und vier Tagen.

Manfreds Sturz, das Hauptziel Urbans, war also gänzlich fehlgeschlagen, und das Ende seiner Regierung mit den flüssigsten Wolken be-

deckt. Den Anfang derselben hatte der Untergang des römisch-griechischen Kaiserthums (1261) getrübt, es fiel unter den Siegen Michael Paläologus. Die Unterwerfung der griechischen Kirche, ein Lieblingstraum der letzten Päpste, schwand jetzt wieder in die weiteste Ferne zurück, trotz aller Vorspiegelungen des neuen Herrschers. Unter Urban kam das Frohnleichnamsfest zuerst in sichtbare Aufnahme, eigentlich eingesetzt hat er es nicht, bloß kräftig empfohlen; funfzig Jahre nach seinem Tode ward es allgemein eingeführt. Von Lüttich, wo Urban früher Archidiakonus war, soll es in Folge außerordentlicher Visionen, die sich an einigen Frommen kund thaten, seinen Ausgang genommen haben; das bekannte Wunder in Bolsera während der Meßfeier galt frommen Gemüthern für eine ziemliche Bestätigung des übersinnlichen Glaubens an die Brotverwandlungslehre, dieser allein giebt dem Feste seine eigenthümliche, hohe Bedeutung. Im Frohnleichnamsfeste concentrirt sich die durchgebildete Mystik und Symbolik des Katholicismus; einem Geschichtschreiber des Papstthums ziemt nicht, in das Gebiet des Dogmatismus einzufallen. Schließlich mag noch bemerkt werden, daß Urban die bisherige Strenge des Interdiks merklich milderte, in der richtigen Ueberzeugung, daß es unter Alexander IV. vorzüglich deshalb so viel von seiner sonstigen Wichtigkeit verloren hatte, weil der Bogen des Schützen von diesem Papst unter den schwierigsten Zeitumständen überspannt worden war. Die Gelderpressungen Urbans lassen sich kaum ohne einigen Scherz erzählen, so ernsthaft sie den Engländern und andern Söhnen der Kirche vorgekommen sein mögen; die römische Kirche war übrigens durch ihren fortgesetzten

Kampf gegen die Gibellinen in so unabsehliche finanzielle Bedrängnisse gerathen, daß ungewöhnliche Maaßregeln schlechthin nothwendig wurden; der Papst selbst war nichts weniger als geizig, vielmehr freigebig gegen die Dürftigen, er bezahlte auch einige Schulden seiner Vorgänger. Sein Emporkommen aus der Niedrigkeit legt ein vortheilhaftes Zeugniß für seine geistigen Fähigkeiten ab, ein schöner Zug seines Herzens war Versöhnlichkeit, das bestehende System der Politik konnte er nicht ändern, ohne zum Apostaten zu werden, deswegen darf man ihn nicht vorschnell der Vergrößerungssucht anklagen. In den öffentlichen Verhandlungen zeigte er viele Feinheit und Umsicht, wie denn Rom in den Künsten der Regierung um diese Zeit hoch über die andern Höfe hervorragte, mit Ausnahme des unvergleichlichen Friedrich II., der auch von dieser Seite einzig dasteht. An Charakterstärke war Urban kein Innocenz IV. aber noch weit weniger eine Memme; sein Tagewerk gestaltete sich bei der damaligen Zerrissenheit Deutschlands und Italiens nothwendigerweise zu einem Stückwerke; ein Mann aus vollkommnerem Guß hatte nicht wohl Raum für die Entwickelung seines ganzen Gehaltes.

Clemens IV. (1264—1268).

Bei der gegenwärtigen Vakanz hemmte die rohe Eifersucht die Ernennung des neuen Papstes fünf Monate hindurch, die Wahl traf einen Abwesenden, so wenig gönnten die versammelten

Kardinäle einem aus ihrer Mitte den Schmuck der Tiare. Die Wahl muß nach dem Datum der Rundschreiben, worin der Nachfolger Urbans seine Erhebung anzeigte, einige Tage vor dem 22. Februar 1265 vollzogen worden sein. Der gegenwärtige Papst hieß vorher Guido oder Guy, er war zu St. Gilles in Languedoc geboren und gehörte zu der angesehenen Familie der le Gros. Seine Jugend verlebte Guido im Kriegsdienste; da haben wir denn auch einmal einen Papst, der aus einem Zöglinge des Mars ein Streiter der Kirche (ecclesia militans) wurde. Von den Waffen wandte er sich zum Studium der Rechte, zeichnete sich in dem neuen Berufe dergestalt aus, daß er zuweilen von Ludwig IX., einem trefflichen Staatsmanne, um seine Meinung befragt wurde und in dessen Rathe eine Stelle erhielt. Während seiner juristischen Laufbahn hatte er im Ehestande zwei Töchter erzeugt, nach dem Tode seiner Gattin den Mönchsstand ergriffen, vielleicht nach dem Beispiele und in dem Sinne seines Vaters bei einer und derselben Veranlassung, war darauf Archidiakonus zu Pay in Velai, später daselbst Bischof geworden und im Jahre 1259 Erzbischof in Narbonne. Urban IV. erhob ihn im Jahre 1261 zum Kardinalbischof von Sabina, im Jahre 1263 erhielt er von ebendemselben den Charakter eines Legaten, als solcher sollte er in England die Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Großen des Landes beilegen, kam aber gehemmt von den englischen Bischöfen und Baronen, nicht weiter als bis Boulogne, von hier aus belegte er sämmtliche Urheber und Beförderer der öffentlichen Unruhen mit dem Bann und reiste dann wieder nach Italien zurück. Unterweges erfuhr er die Nachricht von seiner Er-

wählung; es heißt, er habe ein Geheimniß daraus gemacht und, um den etwaigen Nachstellungen Manfreds zu entgehen, eine Verkleidung angelegt. Angekommen zu Perugia wurde er hier, oder nach einer andern Meldung, zu Viterbo geweiht und gekrönt unter dem Namen Clemens IV. Die Vorgeschichte dieses Papstes weist auf einige lobenswerthe Punkte hin, die über sein Verhalten auf dem Sitze des Petrus ein vortheilhaftes Licht werfen dürften; der contrastirende Wechsel seiner Lebensverhältnisse verkündigt einen vielseitigen, mit den Geschäftrn, den Sitten der Welt vertrauten und zugleich innig fühlenden Mann, der über dem Treiben der Erde sein Bürgerrecht im Himmel nicht vergaß und dasselbe mit sehnsüchtiger Andacht, geschieden aus einem glänzenden Wirkungskreise, in der Klosterzelle näher zu erstreben suchte; sein Vaterland Frankreich und seine Dankbarkeit gegen das ehrenvolle Vertrauen des Königs läßt im Voraus vermuthen, daß er den Plan seines Vorgängers in Absicht auf Sicilien und Karln von Anjou mit ganzer Seele aufnehmen wird.

Urban war früher mit dem Leben, als Karl mit den Rüstungen zur Eroberung Siciliens fertig geworden; Clemens stimmte die Punkte des Vertrags noch mehr herab, als sein Vorgänger zuletzt Willens gewesen war; sie bilden ein so feines Netz der Unterhandlungskunst, daß der ehemalige Rechtsgelehrte und Staatsdiener im Wege der verflochtenen Cautelen keinen Augenblick zu verkennen ist. Eine wahre Darlegung des Inhaltes dürfte deshalb nicht am unrechten Platze stehen. Die Bedingungen waren folgende. Karl soll als päpstlicher Vasall das ganze Königreich Sicilien erhalten, Benevent ausgenommen, mit

Erblichkeit der Thronfolge für seine Nachkommen, männlichen und weiblichen Geschlechts. Die Erbfolge selbst war mit vieler Genauigkeit bestimmt. Hierher gehört nur so viel, daß in dem Falle, wenn die rechtmäßigen Erben ausstürben, unter denen natürlich Karls erstgeborner Prinz das nächste Recht hatte, die Krone an den Bruder des Königs, den Grafen von Poitou, oder einen jüngern Sohn Ludwigs IX. fallen sollte; wurde die Erbfolge unterbrochen, so trat die Kirche wieder in den ungetheilten Besitz des Reichs. Karl leistet als Vasall dem Papste und der Kirche den Lehenseid, unter der Angelobung, auf keine Waise nach der Würde eines deutschen Kaisers oder Königs zu streben, und dieselbe anzunehmen, wenn sie ihm angeboten werden sollte.*) Er wird eben so wenig die Lombardei oder Toskana dem Königreiche einverleiben. Als Zinsgeld hat er jährlich am Feste des heiligen Petrus dem Papste achttausend Unzen Goldes zu entrichten.**) Erfolgt die Zahlung nicht binnen zwei Monaten von Seiten des Königs oder seiner Erben, so verfallen sie in die Strafe des Bannes; versäumen sie auch die zweite Frist, von gleicher Dauer, wie die erste, so ist ihr Gebiet dem Interdikt ausgesetzt, und lassen sie die dritte und letzte, ebenfalls zweimonatliche, verstreichen, so nimmt die Kirche die Be-

*) Ein späterer Zusatz verordnete noch, daß nach Erlöschung des männlichen Stammes auch keine Prinzessin der königlichen Familie jemals einen Kaiser heirathen dürfe.

**) Urban hatte zehntausend verlangt und Karln dabei von dem Festlande nichts weiter als Apulien und das Fürstenthum Capua überlassen wollen.

lehnung wieder zurück zur Ergreifung des eigenen Besitzes. In jedem dritten Jahre werden Karl und seine Nachfolger dem Papste ein stattliches weißes Roß zum Zeichen der römischen Lehnsherrschaft abgeben. Geräth die Kirche in einen Krieg, so werden ebendieselben drei Monate hindurch dreihundert wohlgerüstete Reiter zu dem Kampfe stellen oder auf Verlangen des Papstes dafür eine verhältnißmäßige Anzahl von Schiffen. Die sicilischen Kirchen behalten ihre Rechte und Freiheiten ungeschmälert; keine geistliche Wahl ist der königlichen Genehmigung bedürftig, dagegen ist keine Appellation nach Rom zu fördern. Karl darf sich mit keinem Gegner des Papstes verbinden, er wird 1000 Mann für Palästina oder für einen ähnlichen Behuf in Bereitschaft halten, mit dem erforderlichen Heere noch vor Ablauf eines Jahres in Italien erscheinen, er selbst oder in der Person eines Stellvertreters, widrigenfalls hat der Vertrag seine Giltigkeit verloren; endlich soll er nach drei Jahren seiner römischen Senatorwürde entsagen.

Der rastlos thätige Manfred lauschte mit Falkenblicken auf jede drohende Bewegung und erhob zu Wasser und zu Lande seine Waffen. Karl war mit achtzig Segeln von Marseille ausgelaufen, Manfreds Flotte bewachte den Ausfluß der Tiber; Rom war wichtig für den Anfang des Krieges, beide Gegner trafen hier von der Meeresseite zusammen. Ein furchtbarer Sturm heulte das Signal zum Kampfe, Manfred mied Sicherheitshalber die Küste und suchte die hohe See; während er in die Ferne ablenkte, gewann Karls Schiff die Mündung der Tiber, die andern eilten dem glücklichen Vorläufer nach, am 14. Mai 1265 zog die französische Kriegsmacht

unter öffentlichen Friedens- und Ehrenbezeigungen in Rom ein. Der neue fürstliche, weit hergeholte Senator war ja wohl eines festlichen Empfanges werth. Der Papst hielt sich damals aus Mißtrauen gegen Manfred und dessen römische Anhänger in Perugia auf, er beauftragte fünf Kardinäle, die Karln und seiner Gemahlin Beatrix die Krone von Sicilien aufsetzen sollten; sie vollzogen diese Feierlichkeit am 6. Januar 1266, die Belehnung war derselben vorhergegangen.

Karls Geldquellen fingen an zu versiegen, vielleicht that er auch ärmer als er war, genug er ging den Papst um Zuschuß an. Clemens saß tief in Schulden, unter verpfändeten Kirchengütern, der jetzige Krieg mochte auch ihm beträchtliche Kosten verursacht haben, dazu kamen die unheilbaren Wunden aus den Zeiten seiner Vorgänger; er schlug daher Karls Gesuch mit den merkwürdigen Worten ab: „England ist uns zuwider; Deutschland gehorcht uns mit Mühe; Frankreich seufzt und klagt; Spanien ist sich selbst nicht genug; Italien kommt nicht zu Hülfe, sondern erpresset. Wo soll nun der Papst, wenn er Gott fürchtet und die Menschen scheuet, Geld hernehmen, um sich oder andern im Kriege zu dienen?"

Bayerische Staatsbibliothek München

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Philippi, Karl Ferdinand,

Geschichte des Papstthums

Bd.: Bdch. 13

Dresden (1839)

Z 43.171-24,12/13
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10791115-7